

**Förderverein Bairische Sprache
und Dialekte e. V.**

Rundbrief



Oiss Guade für 2010!



Impressum

Herausgeber und Verleger:

Förderverein Bairische Sprache
und Dialekte e. V.
Ingelsberger Weg 13
85604 Zorneding
Telefon (08134) 93 15-11
Telefax (08134) 93 15-13

Bankverbindung:

Kreissparkasse München
BLZ 70250150
Konto-Nr. 230779688

Internet: www.fbsd.de

eMail: fbsd@fbsd.de

ISSN 1436-9184

Verantwortlich für die Redaktion:

Peter von Cube (kommissarisch)

Erscheinungsweise:

vierteljährlich

Bezugspreis:

im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Anzeigenpreisliste:

z. Zt. gilt Nr. 2 (s. Heft 65, S. 28).

Auflage: 3.500

Gesamtherstellung:

prograph[®] gmbH
Agnes-Bernauer-Straße 149 E
80687 München
Telefon (089) 566644
Telefax (089) 5469134
email: prograph@t-online.de

Autorenhinweis:

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers wieder und sind nicht unbedingt als Stellungnahme des Vereins zu betrachten.

ab = Alfred Bammesberger;
blx = Barbara Lexa;
pvc = Peter von Cube;
hh = Helmuth Hopper;
mo = Michael Ofensberger sen.

Gestaltung:

Cornelia und Peter von Cube

Redaktionsschluß

für den nächsten Rundbrief:
10. März 2010

Inhalt

Vorwort	1
Gedanken des heiligen Nikolaus	2
»Aktion pro Süddeutsch«	4
Adventslied	5
Festakt zum 50jährigen Jubiläum der Literatenvereinigung Turmschreiber	6
Sprache des Denkens und Fühlens	11
VDS an FBSD	12
»So wead gredd« – Bairisch für die Landkreisschüler	13
Junge oder Bub?	15
Basst scho! Band 2	16
Was hamma g'essen?	17
Bairischer Klang bei den Ansagen der Münchner S-Bahn	18
Porträt Heinz-Josef »Dscharlie« Braun	20
Porträt Sepp Schauer	25
An »guadn Rutsch«, aber koa Rutschpartie!	26
Die Frau Percht	27
Heilig Drei König	28
Mariä Lichtmess	29
A saubare Faschingsgaude	30
Der Oberbayerische Fest-Täg und Alte Bräuch Kalender 2010	31
Der Altbayerische Festtags- und Brauchtums- Kalender 2010	31
Termine	32

Photos: soweit nicht unter dem Bild angegeben, stammen diese von den Autoren oder deren Internet-Auftritten.

Inserentenhinweis:

Wir bitten unsere Leser um Beachtung der in diesem Heft inserierenden Firmen; diese unterstützen mit ihrer Anzeige unsere Arbeit. Berücksichtigen Sie bei Ihrer Kaufentscheidung diese Firmen. Danke.

Titelbild:

Die Photos zum Neujahrsfeuerwerk, zu einem einzigen großen bunten Silvesterreigen zusammenkomponiert verdanken wir Christine Stangl. Vergelst Gott für die Mühe!

Liebe Mitglieder, liebe Freunde der bairischen Sprache,

so schnell vergeht die Zeit. Auch das Jahr 2009 ist ja schon wieder Geschichte. Für unseren Verein war es ein ereignis- und arbeitsreiches, vor allem aber auch ein erfolgreiches Jahr. Von der vielbeachteten Verleihung der Tasilo-Medaillen über diverse Veranstaltungen und Preisverleihungen in den Landschaftsverbänden, Interviews oder Radio- und Fernsehauftritte spannt sich der Bogen unserer öffentlichen Präsenz. Besonders freut uns das starke Interesse der Medien, das unserem Verein und unserer Sache entgegengebracht wird. Wir haben uns in den letzten Jahren zusehends zu einem gesuchten Ansprechpartner für Themen rund um die bairische Sprache und die bairische Kultur entwickelt, dessen Kompetenz und Sachverstand geschätzt und anerkannt wird. Gerade, weil wir auch jenseits der breiten Öffentlichkeit als Gesprächspartner von Politik, Medien, Kindergärten und Schulen unsere Meinung vertreten, beraten und aufklären, haben wir die Chance, bei Entscheidungsträgern und Multiplikatoren ein Umdenken oder wenigstens eine Sensibilisierung für die bestehenden Probleme zu erreichen. Wir halten Vorträge in Volkshochschulen, betätigen uns in der Lehrerfortbildung oder pflegen die wichtigen Kontakte mit befreundeten Organisationen, im Sinne einer Bündelung der Kräfte. Und auch im neuen Jahr geht es mit unseren Aktivitäten gleich weiter. Im Februar und März haben wir wichtige Gesprächstermine mit Kultusminister Dr. Spaenle und Wissenschaftsminister Dr. Heubisch auf der Agenda. Gesamt-

verein und Landschaftsverbände stehen bei der Bewältigung unserer wichtigen Aufgaben nicht in Konkurrenz, sondern ziehen am selben Strang und verfolgen auf unterschiedlichen Ebenen ein gemeinsames Ziel, die Bewahrung unserer Sprache und unserer Kultur. Regionale Präsenz ist in unserem Flächenstaat unverzichtbar und kann in dieser Form nur von den Landschaftsverbänden geleistet werden. Bei überregionalen Themen ist dagegen eine Interessenvertretung durch den Gesamtverein in der Regel sinnvoller und effektiver. In dieser Aufgabenteilung liegt unsere Stärke. Zum Jahreswechsel möchte ich mich recht herzlich bei allen bedanken, die im vergangenen Jahr mit ihrem Einsatz und ihrer Arbeit zum Erfolg unseres Vereins beigetra-



gen haben. Ihnen allen, liebe Leser, wünsche ich ein glückliches, gesundes und erfolgreiches 2010 und viel Freude an unserer schönen bairischen Sprache.

Martin Bauer, 1. Vorsitzender

... ebbs zum Heft:

Die Redaktion ist zum Jahresende immer in einer Zwickmühle; kommt das Heft Ende November zu den Lesern, paßt es zwar für den Adventsbeginn und den Nikolaus, aber Weihnachten und der Jahreswechsel sind doch noch ein ganzes Bröckerl weit weg.

Zu der vielzitierten »staaden Zeit« gehört aber nicht nur der Advent; sie geht ja im Prinzip am Kathreinstag (25. November; »St. Kathrein stellt den Tanz ein«) an und der Kreis schließt sich erst am Fest Mariä Lichtmeß. Diesem Prinzip folgend haben wir uns jetzt in etwa in die Mitte zwischen die Extrempunkte begeben und so kommt das Heft (bedingt auch durch die feiertagsbedingten Produktionsferien) Anfang des neuen Jahres zu Ihnen.

So spannt sich der Bogen vom Adventslied über den Nikolaus bis hin zu Weihnachten um dann – begleitet von den Rauhächten und der Frau Percht – über Silvester und Heilig-Dreikönig an Lichtmeß zu enden.

Und da Faschingsdienstag is na aa nimmer weit ...



Gedanken des heiligen Nikolaus

Wenn die Tage kürzer werden, der Nebel um die Wälder zieht und die Adventszeit naht, kann es leicht passieren, dass auch der heilige Nikolaus kurzfristig in dunklen Gedanken versinkt. Dann denkt er an damals, als er als Bischof von Myra drei Mädchen vor dem Verhungern rettete, oder den Schifferleuten aus ihrer Not half.

Damals hat alles angefangen, er der einfach nur gutes für seine Mitmenschen tun wollte, hätte nicht im entferntesten daran gedacht, welche großen Kreise sein Wirken einmal ziehen würde.

»Bald muss ich wieder raus in die Kälte. In eine Kälte, die nicht durch die Witterung zustande kommt, nein eine Kälte von Menschenhand erzeugt. Durch Hektik, Leistungsdruck, Konsumrausch und noch vielen anderen Gründen vermittelt. Einerseits muss ich ja froh sein, noch von so vielen Familien freudig erwartet zu werden. Aber leider sind dies oft falsche Erwartungen.

Wie traurig stimmt es mich, wenn ich nur all zu oft hören muss: ‚Wenn du nicht artig bist, sag ich es dem Nikolaus.‘

Und so gibt es noch vielerlei Aussagen, die mich als den bösen, gestrengen Heiligen hinstellen.

Dabei möchte ich den Kindern doch gern gutes Tun, sie zwar ermahnen aber doch hauptsächlich mit Ratschlägen den richtigen Weg weisen und nicht schimpfen, poltern oder sogar mit Schlägen drohen.

Wie sagte einmal ein weiser Mann: ‚Was die Eltern das ganze Jahr versäumen, soll der Nikolo

an einem Abend wieder richten.‘

Wie schwer hat es da auch mein Freund und treuer Begleiter, der Knecht Ruprecht. Immer furchterregender soll sein Aussehen werden, denn die Kinder heutzutage sind so abgehärtet, sind auch so aufgeklärt, dass sie bald vor nichts und niemanden mehr Respekt haben.

Früher war es aber auch einfacher, den Kindern Freude zu bereiten. Mit ein paar Nüssen, Mandeln, Orangen oder Lebzelten konnte man das Leuchten in ihre Augen zaubern. Heutzutage fällt es immer schwerer sie zufrieden zu stellen. Der Konsumrausch macht auch vor den Kleinsten nicht halt. Aber was soll's, die Ansprüche werden zwar immer größer, wiederum genau betrachtet, ist es doch beruhigend zu wissen, dass meine Gaben nicht mehr ‚lebensnotwendig‘ sind.

Die Armut der meisten Menschen ist nicht mehr so groß, dass sie auf meine Mildtätigkeit angewiesen sind.

Als härteres Los empfinde ich allerdings den Konkurrenzkampf mit Herrn Weihnachtsmann. Dabei bräuchte es doch gar keinen Kampf zwischen uns zu geben, denn ein jeder von uns Beiden hat seine Berechtigung.

Doch leider werden wir immer und immer wieder zusammen in einen Topf geworfen.

Und dagegen muss ich mich entschieden zur Wehr setzen!!!!

Ich besuche meine Kinder nun einmal ausschließlich am 6. Dezember. Ja zugegeben auch schon mal aus terminlichen Gründen am Tage zuvor.



Jedoch ist es unter meiner Würde, am ersten Weihnachtsfeiertag durch den Kamin zu rutschen, und heimlich Geschenke abzulegen.

Die heimliche Geschenkabgabe ist bei uns im katholischen Bayern ausschließlich dem Christkind vorbehalten. Und zwar am 24. Dezember.

Wenn auch viele Erwachsene behaupten, dass sie dies sehr wohl wissen, so muss ich doch oft sehr traurig und nachdenklich feststellen, dass die Gedankenlosigkeit meist überwiegt. Dies geht schon beim Einkauf los. Gedankenlos werden ver-



So schaut da Nikolaus aus: die Kolpingsfamilie Puchheim ist vorbildlich!

Foto: Eduard Schneider

meintliche Schokonikoläuse für die Kinder gekauft, die sich bei genauerer Betrachtung als Weihnachtsmänner entpuppen. Und dies obwohl es sehr wohl Nikoläuse mit den typischen Bischofsmerkmalen, den Stab und der Mytra, in den Regalen zu finden sind. Jetzt hätte ich mich bald in Rage geredet, aber das ist mir hoffentlich verziehen, ist es nicht schon fast eine menschliche Reaktion. Möchte nicht ein jeder Mensch als Individuum gesehen und anerkannt werden?! Gott sei's gedankt, gibt es wieder einige Menschen, die sich auf den Ursprung besinnen und sich ehrenamtlich für meine Belange einsetzen. Unter ande-

rem der Bayerische Trachtenverband mit seinem Sachausschuss Mundart – Laienspiel – Brauchtum (www.trachtenverband-bayern.de). Bei all den schweren Gedanken, den vielen Missverständnissen und Gedankenlosigkeiten freue ich mich doch schon wieder sehr auf den baldigen ‚Nikolaustag‘. Denn es ist doch das größte Glück für mich, wenn ich in die leuchtenden Kinderaugen sehen darf. Wenn sie mir Lieder vorsingen, Gedichte aufsagen oder gar selbstgemalte Bilder zustekken. Sind es nicht alle Strapazen wert, einem Kind Freude zu schenken?!«

Roswitha Strauß

Unter der Internetadresse:

http://trachtenverband-bayern.de/sach/nikolaus_lebkuchen.php

hat Roswitha Strauß auch ein Rezept für Nikolaus-Honiglebkuchen eingestellt; außerdem findet man dort die Bestelladresse für die zugehörigen Lebkuchenaufkleber mit schönen, alten Nikolausmotiven. Auch Bastelbogen, Geschichten und Hintergrundwissen um den Heiligen Mann und eine Bücherliste zum Thema sind über diese Adresse zu erreichen!

Danke für die viele Mühe, Roswitha!



»Aktion pro Süddeutsch«

– Initiative für bairisch-süddeutsche Sprach- und Schriftkultur sucht Gleichgesinnte

Es gibt immer wieder Diskussionen, ob eine genormte Dialektschrift der Verbreitung der bairischen Mundart förderlich wäre. Mir erscheint es jedoch sinnvoller, das Augenmerk auf eine der bairischen Sprache nahestehenden Schrift zu richten, die bereits vorhanden ist und weiter entwickelt werden könnte, in der Realität jedoch in Schule, Medien, ja der gesamten Öffentlichkeit zunehmend missachtet und verdrängt wird: die **Süddeutsche Hochsprache**.

Wenn zwei oder mehr ursprünglich gleichberechtigte Varianten eines Begriffes oder einer Wendung existieren, kann man sicher sein, dass die Norddeutsche zum Standard erhoben wird und die Süddeutsche zur Zweitklassigkeit oder gar auf die Dialektebene abgedrängt wird. Hier will die **»Aktion pro Süddeutsch«** ansetzen, Gleichberechtigung erzielen, die Schrift wieder näher an die gesprochene Sprache führen, und nicht umgekehrt die Sprache von der Schrift ableiten wie es zur Zeit der Fall ist.

Beispiel:

- a) vom Dialekt zur Schrift,
b) von der Schrift zum Dialekt?

a) Dialekt > Umgangssprache > Schrift
an Oansa > an Oansa / > einen Einser
ein'n Einsa

b) Dialekt > Umgangssprache > Schrift
an Oansa? < eine Eins / 'ne Eins < eine Eins

Ziel der

»Aktion pro Süddeutsch«:

Gleichberechtigung zwischen den regionalen Varianten, regionsloyale Anwendung. Näheres zusammenrücken zwischen Sprache und Schrift im süddeutschen Raum durch eine konsequentere Übernahme des gesprochenen Wortes in die Schrift.

Im Folgenden möchte ich kurz ein Beispiel meiner bisherigen Aktivitäten vorbringen:

In der Schule und den Schulbüchern ist heute der süddeutsche Standard nicht mehr selbstverständlich, sondern wurden z. B. vor einigen Jahren die »Buben« komplett von den »Jungen« verdrängt; »Stiege« existiert schon seit längerer Zeit nicht mehr. Ebenso sind in der Schule die »Brötchen«, »Möhren«, das Perfekt von sitzen/stehe/liegen mit HABEN statt SEIN etc. gewaltig auf dem Vormarsch. Jeder, der schulpflichtige Kinder hat, kann dies nachvollziehen. Man kann es nicht glauben, dass dieser Sprachwechsel von der südlichen zur nördlichen Sprachvarietät in Bayern staatlich gefördert wird! Dass es auch anders ginge, beweisen Österreich und die Schweiz.

Ich wollte herausfinden, warum das so ist, obwohl die Kulturhoheit bei den Ländern liegt und habe an das bayrische Kultusministerium und einige Schulbuchverlage geschrieben: Das Kultusministerium (Ministerialrat Dr. Krimm) beruft sich auf die Freiheit der Verlage, ohne Beeinflussung seitens des

Staates aus dem gesamten Wortschatz der anerkannten Wörterbücher schöpfen zu dürfen.

Die Verlage wiederum zitieren die Lehrpläne, in denen es heißt, dass »Standardsprache« vermittelt werden soll. In deren Augen ist das selbstverständlich die, wie sie im Norden des deutschen Sprachgebiets üblich ist (alles andere sind für sie nur Regionalismen), und hoffen auf einen baldigen Sprachwandel um die lästigen Eigenheiten im Süden los zu werden. Außerdem gibt es ja noch den Grundwortschatz in den bayrischen Lehrplänen bis zur vierten Klasse, und **jetzt kommt's**, in dem tatsächlich »Junge« und »Brötchen« verbindlich festgeschrieben sind!

Angesprochen darauf, wurde ich im Ministerium an eine Sachbearbeiterin weitergeleitet, die mir zwar viel über das Aushängeschild Dialektförderung sagen konnte, aber nicht wusste, wie die Grundwortschatzliste zustande gekommen ist! Im Übrigen sei das alles nicht so schlimm, da ja auch noch andere Wörter im Unterricht verwendet würden, sagt Sie ...

Über den Rundbrief bin ich an den damaligen Staatssekretär Hr. Sibling gelangt, von dem die Festrede zum Dialekttag abgedruckt war, und über ihn an den Abgeordneten Hr. Unterländer. Beide wollten sich engagieren, Hr. Unterländer sogar mit einer Anhörung im Landtag um das Thema öffentlich zu besetzen, wie er sagt.

*Anmerkung der Redaktion:
Mehr dazu finden Sie
auf Seite 15 in diesem Heft.
Es is pfeigrad was passiert!*

Aber die Schule ist nur die Spitze des Eisberges. Jeder der mit offenen Augen und Ohren durchs Leben geht wird diese Entwicklung bemerken und feststellen, dass der Verlust unserer süddeutsch-bairischen Kultur schon sehr weit fortgeschritten ist. Insbesondere bei den verschiedenen Medien und im Handel fällt dies auf.

Aufruf:

Dies veranlasst mich dazu, Leute zu finden, die sich in die Förderung der süddeutschen Schriftsprache engagieren wollen. In einem lockeren Verbund könnte man auf verschiedenen Gebieten (Politik, Medien, Handel, Gastronomie usw.) tätig werden und etwas erreichen. Interessierte bitte ich, sich an streitberger.gm@freenet.de zu wenden.

Zum Schluss möchte ich noch auf die wissenschaftliche Fundierung des Gesagten hinwei-

sen unter der folgenden Internet-Adresse:
www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/ada.
Hier veröffentlicht die Universität Augsburg einen schon über viele Jahre entwickelten »Atlas der Alltagssprache«, in dem die Sprachgewohnheiten des gesamten deutschsprachigen Raumes untersucht werden. Zu sehen sind hierbei die Nord-Süd-Unterschiede, die mit vielen, teilweise überraschenden Beispielen, belegt werden.

Martin Streitberger

Staad, staad, jetz' is' Advent

1. Staad, staad, jetz' is' Ad - vent. Drau-ß'n is' fin - ster und kalt._____

Schau nur, wia's Ker - zerl brennt.

9 's Christ-kin - dl kimmt be stimmt bald._____

Staad, staad, jetz' is' Ad - vent.

2. Staad, staad, jetz' is' Advent.
Schau nur, 's erst' Kerzerl brennt.
Horch doch, da drauß'n vor 'm Tor,
Nikolaus steht scho' davor. Staad...
4. Staad, staad, jetz' is' Advent.
Schau nur, 's dritt' Kerzerl brennt.
Hirt'n san' scho' auf 'm Feld,
hab'n koane Häusl, koa Geld. Staad...

3. Staad, staad, jetz' is' Advent.
Schau nur, 's zwoat' Kerzerl brennt.
Lebzelt'nduft ziagt durch 's Haus.
Hoamlichkeit breitet sich aus. Staad...
5. Staad, staad, jetz' is' Advent.
Schau nur, 's viert' Kerzerl brennt.
Joseph, Maria mit 'm Kind
müass'n auf Bethlehem g'schwind. Staad...



Am 14. Oktober 1959 war der Gründungstag der Turmschreiber. Acht Autoren waren damals anwesend; die Namensfindung richtete sich nach dem Versammlungsort linker Isartorturm: *Oisa samma de Turmschreiber!*

Mitglieder der ersten Stunde waren: (alphabetisch) Franz Xaver Breitenfellner, Ernst Hoferichter, Hannes König, Martin Lankes, Herbert Schneider, Emil Vierlinger, Hanns Vogel, Oskar Weber. Wenigstens drei Geheimnisse sind es wohl, welche die Turmschreiber – im Gegensatz zu anderen literarischen Gruppierungen – die ersten 50 Jahre überstehen ließen: sie sind a) kein Verein, b) man wird dorthin »berufen« und c) es herrscht das Prinzip der Freiwilligkeit! So luden sie auf den Tag genau 50 Jahre nach der Gründung zu einem Festakt in den alten Rathaussaal ein, das Triumvirat der jetzigen Verantwortlichen Norbert Göttler, Erich Jooß und Alfons Schweiggert hielt Vorträge, Herbert Schneider als letztes, noch lebendes Gründungsmitglied berichtete von der Gründungsversammlung, Michaela Karl als Neumitglied vertrat die »neue Generation«, die kongenialen Musikanten, zusammengefangen von Hans Berger, spielten aufs Trefflichste auf und ein wahrhaftiger, ehemaliger Wissenschaftsminister hielt den Festvortrag. Diesen wollen wir gerne den Lesern des Rundbrief nahebringen, zumal in diesem die Turmschreibervereinigung einerseits von einem Außenstehenden (weil Un-»berufenem«), aber doch wieder gleichzeitig mit großem »insider«-Wissen ausgestatteten Beobachter mit spitzer Feder charakterisiert wird.

Festakt zum 50jährigen Jubiläum der Literatenvereinigung Turmschreiber

Rede von Dr. Thomas Goppel, MdL, Staatsminister a.D.

Als die Turmschreiber volljährig wurden, bin ich ihnen zum ersten Mal wissentlich (mir gut erinnerlich) begegnet. Obwohl ich davor schon als wissenschaftlicher Hilfsbremser bei Helmut Zöpfl gedient hatte, nicht zuletzt seinetwegen gut Freund geworden war mit *Professor Anton Neuhäusler* (alias Franz Ringeis), unserem Philosophen an der früheren LBA in Pasing, mit *Franz Freisleder*, dem Münchner unter den SZ-Beobachtern der Isarstadt-Szene, *Walter Flemmer*, einem kritischen Betrachter der Kultur- und Bildungsszene des Freistaates im Bayerischen Fernsehen, *Emil Vierlinger*, dem großen Sympathieträger unter den damaligen Stieglers und Schöberls unseres Rundfunks, *Hanns Vogel*, dem Usurpator der Schriftstellerriege und meinem zeitweisen Nachbarn und Vornam im Pfarrgemeinderat von »12 Apostel« in Laim, *Alois J. Weichselgartner*, der sich zwischen Trostberg und München

auf der verstopften Autobahn wöchentlich nach erzählfähigen Geschehnissen umzusehen schien (jedenfalls so, wie er sie zu erzählen wusste – stets verbunden mit dem ihn kennzeichnenden Schulterzucken), schließlich *Oskar Weber*, dem Leisen und Bescheidenen unter den Mundartigen, wie sie mir von Tag zu Tag in Zöpfls Nähe geläufiger wurden, obwohl mir als die Spezies, die sich Turmschreiber nennen ließ, sich so bezeichnen zu lassen nicht gewehrt hat, ja freute, nicht weiter ins Bewusstsein gedrunge war, fühlte ich mich – damals junger Spund im Parlament, dabei des Alters wegen geborener Gegenpol meines Vaters – besonders geehrt, von *Kurt Wilhelm*, dem späteren Vorsitzenden der Federspitzenvirtuosen gebeten zu sein, ihm die Lobrede zu halten, weil er für »seinen Brandner« in der Währung der Münchner Literaten bezahlt werden sollte, mit dem POETENTALER.

Ganz gewiss niemand dachte damals voraus und mochte prophezeien, dass der Wilhelmpreiser später noch drei andere Male ganz andere Köpfe als Talerträger empfehlen würde, geschweige denn vom heute aktuellen Nachfolger-Trio den Auftrag bekäme, diesmal nicht einen Turmschreiber zu beschreiben und zu belobigen, sondern den!

So wie die Spanier eine feste Vorstellung von einem Torero haben, einem der dem Stier die Stirn bietet, so beschreiben die Münchner, die ja mit dem Süden nicht nur der Katholizismus beschreibt und definiert, sondern auch die etwas leichtere Lebensart verbindet, mit dem Turrero, dem Turmersteiger, ihren Typ »Dichter und Autor«, der es schafft, diesem Menschenschlag an der Isar »aufs Maul zu schauen statt nach dem Mund zu reden« (FJS lässt grüßen).

Sie versammeln sich dazu auf dem Turm am Isartor, wohl auch, um die Übersicht über das Stadtgeschehen zu behalten, Beobachter der sich wandelnden Szenerie zu sein und zu bleiben, nichts zu ignorieren und wenn schon, dann »noch nicht einmal«.

Der Turm ist aber auch unter der Prämisse gut gewählt, dass einer, der schreibt, Weitsicht braucht. Denn in München sorgt bis dato Georg Kronawitter mit immer neuer Emphase dafür, dass die Karl Valentin-Gedächtnisstätte für alle und alles sichtbare Einstiegsstelle in das Innere der Landeshauptstadt bleibt. Überhaupt Karl Valentin: Er, dessen Eltern alle Voraussetzungen erfüllen (Sie aus Sachsen, Er aus Hessen), ihn zum »Saupreiß, einem bayerischen« zu machen, ist so etwas geworden wie die »Richtschnur« (ein Wort, das er auch »körperlich« nachempfindbar macht) für den Turmschreiber, den die, die schon solche sind, gerade noch zulassen, wenn es darum geht, sich auf neue Poetentalerträger oder -innen zu einigen. Ob es bei einer solchen »nach hinten offenen« Regel nur zu Bestentscheidungen kommt, wird Jahr für Jahr aufs Neue getestet und bewertet. Wo knapp 80 (davon 50 heute im Schreibeinsatz) Turmschreiber – im Internet heute Nacht beim Heimkommen lässt sich die Zahl spätestens für jeden von uns nachvollziehbar machen – darüber entscheiden, was der Norm entspricht, ist ein anderes Ergebnis möglich als zu Gründerzeiten und zu den Ansprüchen eines Hanns Vogel. Einer, der zu den rund 99,99% der Münchner und bayerischen Bevölkerung gehört, die noch nicht ausdrücklich bestätigt bekommen haben, Turrero-un-

tauglich zu sein, wird es sich – wie ich – mit den Schiedsrichtern unter den Dichtern Münchens nicht verderben wollen und weitere Festlegungen vermeiden.

Bis auf eine Liedstrophe aus einem Valentin-Stück »Der Herzog kommt«. Hauptakteure der Szene sind Münchner Bürger, die, vorübergehend militarisiert, Mühe haben, eine Kanone in Stellung zu bringen, dabei – unterbrochen von belanglosen Palaver – ein Lied intonieren, dessen letzte Strophe ein bisschen etwas von der Selbsteinschätzung der Turmschreiber preis gibt, die sie – entgegen voreiliger Schlüsse – nicht lächerlich, sondern lebenswürdig sein lässt. Es heißt da:

»Ist wo eine Fahnaweih
ist d’Kanona aa dabei,
wenn a Veteraner stirbt,
eine Kugel außa fliaht,
kommt auf B’suach a Obrigkeit,
kracht’s, des is a wahre Freid.
De Kanona is famos,
bloß im Kriag, da geht’s net los.«

Als der »Stuckmeister«, der den Vers in Valentins Stück singt, seinen Text unterbricht, weil er dessen Defizit im Singen erfasst, wird er von anderen »Kanonieren« aufgefordert, den Refrain nicht zu vergessen. Und er setzt ihn drauf, wie er heute wohl auch auf die Turmschreiber – insoweit die Valentin-Epigenen auch – passte:

»Tatara Bumm Hallo
die Artillerie is do!«
Tatara Bumm Hallo
die Turreros sind jetzt do!

Daran, dass mein Vergleich zulässig ist, sind Zweifel unangebracht. Die Turmschreiber passen in unsere Zeit wie Valentin in die seine. Wir könnten uns vorstellen, dass Anzei-

gen, wie sie von Karl Valentin erdacht waren, auch heute ins Turmschreiber-Repertoire passen, sogar zeitgemäßer sind als seinerzeit:

»Haltet Eure Zimmeröfen
sauber!
Heizt nicht ein!!«

Oder

Tüchtige Verbrecher
sind ständig gesucht.
Staatsanwaltschaft München.

Oder

Europäische Mittwoch-Zeitung
erscheint ab Montag nur mehr
Dienstag und Freitag
mit Ausnahme von Aschermittwoch
die Rehdagdion.

Liest man solche Zeilen und ja durchaus historische Textbausteine, dann beschleicht einen (zumindest bei der Vorbereitung einer solchen Geburtstagsrede) das Gefühl, dass sich zwar an den Formen der Begegnung und ihren Abläufen manches geändert hat in den 50 Jahren seit der Gründung der Turmschreiber; dafür an den Themen wenig und an der Renitenz, zu der sich die Literaten bis heute aufgerufen fühlen.

Ein Phänomen? Ein Wunder? Nein! Die Literatenvereinigung Münchens ist ja in einem von einem der Ihren begründeten Bauwerk untergebracht, von Hannes König. Fest, stark und unverrückbar, münchenerisch einmalig und vielgestimmt zugleich steht es und ragt, Synonym fast für die Häuser, ein Trumm Turm, der linke überdies des Isartor-Doppels.

Wir konstatieren: Der Bau steht. Die Bewohner wechseln, wie wohl die Mietpartei dieselbe bleibt. Und wir staunen: Das Dach, das die Mieter zu stemmen suchen, hält inzwischen



länger als es Vorbilder taten. Die große »Gruppe 47«, wie wir empfinden, die bisher einflussreichste Autorengruppe Deutschlands, hat gerade einmal den 30. Geburtstag geschafft, bevor ihr die Luft bzw. der Nachwuchs ausging. Schreiben ist und bleibt ein Geschäft, das sozusagen »im Turm« geschieht, nicht auf dem, sondern etwas über dem Boden (der Tatsachen), übersichtshalber. Das dazugehörige Opus gelingt am besten, wenn Autor und Dichter für und mit sich alleine sind, wenn das Werk wächst und aus einem Guss sein soll. Bevor das Ergebnis eigener Phantasie und Aufschreibung Boden unter den Füßen gewinnt, muss der Autor den Inhalt »landefähig« machen. Das unterscheidet ihn vom Flugzeugbauer, dessen fertiges Werk vor dem ersten Start in vielen Versuchsreihen wächst erst und entsteht. Der Literat und sein Werk werden wie der Schmetterling im Flug entdeckt und bewundert. Einmal gelandet, ist die Selbstbehauptung neben den Gleichgestellten (Poentalerträgern) das schwerere Geschäft und eben unter einem Dach besser zu organisieren. Dazu müssen die Neulinge wie die Residenten ihren je individuellen Beitrag leisten (wollen). Dann gewinnt und behält oder erneuert sich die Idee der Initiatoren um Hanns Vogel, Oskar Weber, auch Eugen Roth: Vitalität und Kreativität der Gemeinschaft bleiben ungebrochen, sie wird bunter und breiter, birgt Überraschungen und schenkt Gelassenheit für immer neue Tiefen und Höhen; sie wird 50 wie die Schreiber im Turm mit seinen 663 Jahren. Einer wie ich, der – nur 12 Jahre älter als die Turmschreiberei – in

seiner Profession den Wahrheitskern in der Straußschen Steigerung »Feind – Todfeind – Parteifreund« nachzuvollziehen gelernt hat, weiß um die Schlaglöcher auf der Autobahn des ständig und überall stattfindenden Wettbewerbs und den Unterschied zur Politik: Danach haben Sie alle es ein bisschen leichter: Hinter der Klimax »Klempner – Dichter – Autor – Literat« verbirgt sich eine Qualitätsspirale nach oben – bis in den linken Turm des Isartors. Allen, die nur die schönen Seiten des Literatendaseins erleben und registrieren, darf und soll an einem solchen Geburtstag der in subsidiärer Weise aufgewachsenen Riege der Köpfer in Erinnerung gerufen sein, dass die Durststrecke bis an eine Quelle, die Wachstum verheißt, bis an einen Turm, der Wassernachschub in Euros in Aussicht stellt (aber auch nicht mehr) lang sein kann. Wie unsere Maler und die Komponisten schaffen es längst nicht alle ins Turmstüberl, das Karl Valentin ja auch erst posthum huldigt. Wie die große Uhr am Isartorturm außen, so drehen sich auch die Zeiger der Turmstüberl-Uhr immer wieder gegen die Norm (übrigens nach links, was garantiert, dass man dort angelegte Macken früher erkennt als auf der »rechten« Tour). – Wer weiß, ob da nicht ein Teil des Geheimnisses Aufklärung findet, weshalb an Wahltagen etwas anderes zu wählen mehr Anhänger findet als anderswo? Und: Wer gegen den Strom der Zeit rudert und schwimmt, muss, um Oberwasser zu behalten, ganz schön liberal, beweglich agieren – auch denken und handeln? Wir wissen jetzt, wie die Seilschaft am Isartor am Berg, an der Wand, am Werk ist. Alle wollen

ins gleiche Turmstüberl und wissen, dass sie eher ans Ziel kommen, wenn sie niemandem anderen unter den Augen im Weg umgehen. In dieser Grundüberzeugung und sonst kaum etwas sind sich die Turmstammbrüder und -schwester einig. Sie sind Freunde im Zeichen der Feder, die sich in ihrer Leistung beweisen, dass sie aufeinander zu- und nicht in Satzungsstreitigkeiten gegeneinander losgehen. Oft gehen sie im Tagesgeschäft den unterschiedlichsten Broterwerben nach, sind vereint in der Denke, nicht in der Funktion, in der Empfindung, nicht im Wunsch nach Gleichheit, sondern dem Bestreben, Alternativen Platz zu schaffen und zu behalten. Sieht man einmal vom Poentaler ab, so zeichnet die Turmschreiber ein ansonsten absichtsvoll organisierter Mangel an Statuten, Abzeichen und Formen aus. Zwar hat Gender-Main auch die Turmschreiber erfasst. Aber glücklicherweise kennt man – statutenlos – auch die Übertreibung des Prinzips nicht, die inzwischen fast überall in der Gesellschaft Hof hält. Einst hieß es in der Selbstbeschreibung: »Wir lieben und ehren Frauen viel zu hoch, um sie zu Kolleginnen zu degradieren.« Solches Handeln und Ausbremsen – elegant, das gibt der Kavaliere der alten Schule mit einem Augenzwinkern auch zu – ist passé. Heute stehen, schreiben und wirken (hier sogar »sitzen«) sie neben- und hintereinander, die Autorinnen und Autoren, die in allen, wenn auch individuell je unterschiedlichen Sparten der schreibenden und malenden (im dreifachen) Wortsinn der Sprache unterwegs sind. Die Temperamente zählen, die Vielfalt auch, also

die Summe der Einmaligkeiten (und damit eben der Unterschiede) – auch da so gefördert und gefordert, wie sich das Ergebnis für München und Bayern nicht nur auf diesem Feld aufaddiert.

Ob es die bayerische und münchenerische Offenheit und Toleranz sind, die die Turmschreiber so sein lässt, wie sie sind oder die Mentalität, die in dem Umfang zunimmt, in dem man die Stufen in den Valentinsturm erklimmt, weiß keiner wirklich. Fakt ist, dass das Pollinger Postulat »Extra Bavaricum non est vita ...« oder das Existenzprinzip der Bayern »Leben und leben lassen«, auch am Isartor ungeschriebene Gesetze sind, an die sich alle halten, wiewohl es nach wechselnden Gegebenheiten auch die allseits unterschiedlich hochgezogenen Augenbrauen gibt. In der wachsenden Zahl der Mit-Nichtmitglieder dürfte es begründet sein, dass die Beschriebe solcher Situationen an Deutlichkeit zunehmen.

Helmut Zöpfel, einer der Turmschreiber mit allen Wurzeln in der Stadt der Turmschreiber, hat übrigens den Pollinger-Lateinsatz wunderbar geglättet und bajuwarisiert:

»Außerhalb Bayerns a Leb'n,
konn's meines Erachtens
net geb'n
Und wenn,
wars mit Garantie da,
bloß ziemlich faad dort und
zwieda!«

In der Gründungsurkunde jedenfalls heißt es: Die schriftstellerische Arbeit der einbezogenen Autoren soll »süddeutsche Denk- und Lebensart und das Bayerische Wesen« dokumentieren und wiedergeben. Wer sich solcher Zielsetzung verpflichtet, wird – in den Tex-

ten und Bildern, die der Konsument zu sehen kriegt – an diesem Anspruch – und das bis heute – gemessen. Der einzelne Autor, die einzelne Schriftstellerin ebenso wie die Vorstanderschaft. In so offener Runde bleibt die Kritik nicht aus, hat aber auch den unbezahlbaren Vorteil, dass andere zuerst sagen müssen, was sie vermissen, bevor die Kritisierten verpflichtet sind, auf etwas zu verzichten. Auch da – nicht nur im Gender-Thema – haben sich die Verhältnisse von Grund auf gewandelt.

Karl Ude, Journalist und wohlwollender Begleiter und Kritiker der Turmschreiberei, wie sein Sohn, der Christian, erklärt die »Lage heute« so:

»Die Turmschreiber haben durch ihr Wirken die literarische Szene hierzulande nicht nur verändert, sondern angereichert ... Es bleibt auch ihr Verdienst, dass es noch Ende des 20. Jahrhunderts eine respektable bayerisch geprägte Literatur gibt.«
Übrigens: Auch der Oberbürgermeister ist Mitglied der Gemeinde Poentental am Isartor, meines Wissens seit 2001.

Zurück zur Einstandsgeschichte: Hanns Vogel beschreibt den seinerzeitigen Turmschreiber-Gründungsakt vom 14. Oktober 1959 als »reine Notwehr und einen Akt der Wut gegen eine literarische Strömung, die ganz aufs Internationale ausgerichtet war und das Bayerische, Regionale wenig beachtete.« Sieht man einmal davon ab, dass selbst Kritiker Vogel mit seinem Maßstab für Regionales recht beliebig ansetzt (weshalb spricht er unserem Freistaat 1959 die Staatlichkeit so rundweg ab?), dann stimmt sie, die Himmelsrichtung der Einrede, die nach mehr Identität für den Raum und die Akteure verlangt.

Auch deshalb darf man an die Nachkriegszeit und ihre Folgewirkungen aus den glücklos furchtbaren Tagen des sog. Dritten Reiches erinnern: Aus ganz anderem Anlass, aber ähnlich nachhaltig, sind die Debatten heute wie damals strukturiert, allerdings wirklich auf anderem Level. Wurden 1959 bayerische Autoren, nicht nur ihre Münchener Szene, kaum noch gedruckt, haben heute die Kollegen aus ganz Deutschland mit ähnlichen Entwicklungen zu kämpfen. Ein neues Mal geht es – diesmal aber international und in Europa – darum, unsere Talente zu erkennen und zu fördern, die Paperbacks und Romane nicht in den Regalen zu stapeln, sondern auf den Lesetischen, sie alle einzugogeln, damit sie der Nachwuchs wahrnimmt und sich zu Gemüte führt, nicht nur vor Augen. Die Chancenvielfalt, den Zugang zu eigener Literatur auf allen Ebenen zu eröffnen und zu garantieren, ist groß wie nie – die Konkurrenz des Wettbewerbs (von außen vor allem) allerdings auch.

Die Turmschreiber-Idee von 1959 entdeckte sie neu für uns, die Georg Queri und Oskar Maria Graf, die Franz von Kobell und die Thoma's und die Christs. Gemeinsam mit Max Dingler und Eduard Stempfinger waren es die virtuoson Talente aus der vor 50 Jahren aktuellen Szene, die Geschichten zu erzählen wussten, die Geschichte nachvollziehbar machten und erklären konnten, was den Eltern noch nicht über die Lippen kam.

Gegen das Vergessen nicht nur all dessen, was im Kurzzeitgedächtnis wohl verräumt war, sondern auch der »Liberalitas Bavariae« und der gelebten Freude am Leben und mehr



schrieben die Turmschreiber an und auf, was da an neuer Kraft des Ausdrucks heranzuwachsen begonnen hatte. »Nicht alles, was glänzt, ist Gold, aber auch nicht Lug und Trug.« – Die Lektion wollte wieder neu und anders gelernt sein. Angetrieben von der Liebe zum Land, zur Heimat, zu seiner ganzen Geschichte und zur gewachsenen Kultur seiner inzwischen bunt gewordenen Bevölkerung schafften die Turmschreiber und andere die Wende.

Was bei jeder anderen Literatur und bei jedem anderen Autor selbstverständlich ist, deren Verwurzelung in der heimatlichen Sprache und Geschichte zu sehen und anzuerkennen, wurde nun auch bayerischen Autoren zugestanden. Jeder Autor schöpfte aus heimatlichen Quellen, aus Wesen und Geschichte seiner Heimatstadt und seines Heimatlandes, erzählt Typisches und Authentisches seiner Heimat. Das gilt für die Lübecker »Buddenbroks«, Thomas Manns wie für den bayerischen »Ruepp« von Ludwig Thoma.

Das alles, was wir uns im Zeitalter des Fernsehens und der ideologiebefrachteten Auseinandersetzung der Nachkriegsentwürfe für eine freundlichere und friedlichere Welt erschlossen haben und zugelassen auch, lässt es sich auch im sechsten Jahrzehnt der Turmschreiber halten oder gar ausbauen?

Groucho Marx war es, der festgestellt hat: »Fernsehen bildet. Immer wenn der Fernseher an ist, gehe ich in ein anderes Zimmer und lese.« Wenn die Menschen im anderen Zimmer ein gutes Buch finden, werden (im Verbund) selbst Fernsehen, Globalisierung und Internet bilden. Und in der Überzeugung, dass gerade in dieser Welt der

Globalisierung und intermedialen Vernetzung das Eigene, Besondere, Heimatliche als Gegengewicht zur globalen Nivellierung ihren Wert haben, bin ich nicht allein. Auch darum weiß ich mich mit anderen einig: Die Menschen suchen und achten dieses Besondere und Eigene vorausgesetzt, es ist ihnen angeboten.

»Untergehen oder wieder baye-risch werden« hat Peter Gauweiler jüngst seine Donnerstagskolumne im MÜNCHNER MERKUR übertitelt, in der er auch die Frage nach der Identität Bayerns in einer globalisierten Welt stellt. Seine Kolumne endet mit einem Zitat Friedrich Dürrenmatts: »Die Welt wird entweder untergehen oder verschweizern«. War das schon Vogels Idee und innerer Antrieb? Gut so, wenn es so war! Und sonst?

Die Politik ist mit der Gesellschaft darauf angewiesen, dass es Autoren gibt und Werke, die Menschen am Ort in ihrem Wesen, Tun und Denken erforschen, erfassen und beschreiben, das Erkannte einsichtig weitergeben. Wir brauchen (wieder mehr) Schriftstellerinnen, die verlockende Geschichten schreiben, so verlockend, dass Stromausfall zu den besonderen Wünschen der jungen Generation wird, um den Anschluss an die Krume, an die Bodenhaftung nicht zu verlieren.

Der gefragte Typ ist erfunden. Turmschreiber heißt er, weil er oder sie einen Beobachtungsplatz hat, an dem ihm/ihr nichts entgeht, wiewohl er/sie manches übersieht, was für den Augenblick verzichtbar erscheint. Turmschreiber bleiben beide, weil jeder Leser, jede Leserin im Gegensatz zur begleitbildbedingt-verkürzten

Phantasie des Fernseh- und Filmkonsumenten zwar des Autors Wegweiser erkennt, aber sich dennoch nicht daran hindern lässt, das für gut Erkannte oder auch das als schlecht Empfundene nach Gutdünken und ungebremst zu korrigieren oder zu übernehmen. Literaten überlassen sie uns, die Qual der Wahl.

Da sind sie in ihrem Element, die Literaten, wenn sie ihre Fähigkeiten einsetzen, Gedanken zu lenken. Sie beschränken sich zumindest darauf, vom Lenken zu reden und nicht vom Leiten. Literatur begleitet den Leser eine Wegstrecke lang und nimmt Einfluss auf die Tagesform des Konsumenten. Sie verschließt sich keiner neuen Einsicht, wiewohl sie das Tor dort hin womöglich erst eröffnet. In einem Land mit 12,5 Mio. Einwohnern, in dem – der Nachweis ist geführt – nicht einmal jeder Zweite mehr hier geboren ist, tut es Not, kein (literarisches) Talent unentdeckt zu lassen. Insoweit ist die Frage gerechtfertigt, ob die Vereinigung der Turmschreiber, der Turreros, gut daran tut, alljährlich nur zwei oder drei Poentaler zu vergeben. Schaffen wir so auch in der Zukunft den Anspruch, nicht nur Schranken-aufsteller in einem zusammenwachsenden Europa zu sein, sondern Schrankenwarter auch? Bayern hat Grund auf die Eliten, aber auch auf die Unikate, stolz zu sein. Manchmal sind die Positionen unmerklich von mehreren oder von Einzelnen zweifach besetzt. Da die richtige Auswahl zu treffen, können die organisierten Literaten Hilfestellung leisten. Dass sie es weitere 50 Jahre lang tun und das mit ähnlichem Erfolg und Ansehen wie bisher, dafür drücke ich die Daumen!

Die Redaktion bedankt sich beim Leiter der Lokalredaktion Ingolstadt des Donaukurier Martin Schwarzott für die Abdruckrechte aus der Ausgabe vom 17. Dezember 2009, Seite 13.

Aufmerksam auf den Beitrag machte die Redaktion unser Mitglied Dr. Heribert Gleixner: Vergelts Gott!

Sprache des Denkens und Fühlens

Haderthauer ermutigt Pädagogen zu Förderung der Mundart

Ein klares Ja zur Mundart: Bayerns Familienministerin Christine Haderthauer will, dass Dialekte im Kindergarten gepflegt werden. Das gibt Rückenwind für Pädagogen, die Dialekte in den Kindergartenalltag integrieren, wie im katholischen Kindergarten Marienheim in Denkendorf (Landkreis Eichstätt). Dort ist Mundart seit fast fünf Jahren fester Bestandteil des pädagogischen Konzepts: Die Kinder sollen die gewohnte Sprache ihres Elternhauses sprechen.

»Bei uns wird Dialekt gefördert und im Kindergarten gesprochen«, sagt Kindergartenleiterin Martina Riedl. Das soll nicht nur die Sprachkultur pflegen und Mehrsprachigkeit erleichtern, sondern sich auch positiv auf die Integration von Migrantenkindern auswirken. »Wir haben 13 verschiedene Nationen im Haus«, berichtet sie. Die seien durch Dialekte, egal welcher Art, »schneller integriert«. Gesprochen werden soll »aus dem Herzen raus« – Hauptsache nicht gekünstelt. »Wir wollen selbstbewusst Muttersprache sprechen, egal welche das ist.«

Für eine solche Förderung bairischer Dialekte spricht sich auch Familienministerin Christine Haderthauer aus: »Ich ermutige Pädagogen mit voller

Überzeugung zur Förderung des Dialekts«, betont sie gegenüber dem DONAUKURIER. »Dialekt ist nach wie vor die Sprachform, in der man persönliches Denken und Fühlen am Besten ausdrücken kann.« Und das sei gerade für Kindergartenkinder von größter Bedeutung. »Dialekte müssen im Kindergarten wertgeschätzt werden, damit Kinder eine positive Einstellung zur eigenen Sprache und zur eigenen Kultur entwickeln«, so die Familienministerin.

Im Kindergarten Marienheim hat man gute Erfahrung mit Dialekt gesammelt. Die Kinder würden deutlich mehr Sprachgefühl und Sozialverhalten entwickeln, sagt Riedl. Außerdem seien sie »viel sprechfreudiger.« Dennoch folgen andere Kindergärten in der Region dem Konzept nur zögerlich. »Erzieherinnen haben Bedenken, dass sich Kinder später in der Schule schwerer tun«, berichtet Riedl von einem Treffen des Regionalmanagements Altmühl-Jura zum Thema Sprachkultur.

»Ich bin nicht der Auffassung, dass Dialekt den Kindern Probleme in der Schule macht, ganz im Gegenteil«, meint hingegen Haderthauer. »Hochdeutsch darf aber keinesfalls zu kurz kommen.« Ein Aspekt, der auch Kindergartenleiterin Riedl



wichtig ist: »Die gesunde Mischung« macht's!

In der Durchführungsverordnung zum bayrischen Kindergartenengesetz ist seit 37 Jahren geregelt, dass Dialekte gefördert und gepflegt werden sollen. Genauere Regelungen gibt es den Pädagogen nicht an die Hand. »In Kindertageseinrichtungen soll sowohl Hochdeutsch als auch Dialekt gefördert werden«, erläutert daher Haderthauer. Mundart müsse aber im Lebensumfeld des Kindes lebendig sein. »Kindern einen Dialekt aufzuzwingen, ergibt keinen Sinn«, meint sie. »Genauso wenig kann natürlich von einer Erzieherin, die nur Hochdeutsch redet, erwartet werden, dass sie im Kindergarten auf einmal Dialekt spricht.« Kurz: Es bleibt letzten Endes den Pädagogen überlassen, ob sie Dialekte fördern oder nicht.

Die Familienministerin selbst hat während ihrer Kindheit übrigens selbst Mundart gesprochen. »Ich bin zwar in Neumünster in Schleswig-Holstein geboren, aber mit 18 Monaten nach München gezogen. In München bin ich in die Schule



und den Hort gegangen und habe damals, ausweislich alter Tonbandaufnahmen, echt münchenerisch gesprochen«, verrät sie.

Michael Kraus

Wie unser 1. Vorsitzender, Martin Bauer, bereits im Vorwort erwähnt hat, stehen auf seiner

Agenda die Besuche bei den Ministern Spaenle und Heubisch; aber auch der Ministerin Christine Haderthauer wird er, wie schon der Vorgängerin im Amt, Christa Stewens im Jahr 2007, seine Aufwartung machen. Und, liebe Leser und Leserinnen, Sie dürfen sicher sein, er laßt ned luck in seinem Kampf für einen angemessenen

Umgang mit der bairischen Sprache (sowohl Dialekt als auch süddeutsche Hochsprache) in der Frühphase der kindlichen Erziehung, sprich in Kindergärten, Kindertagesstätten und Vorschulen. Obige Äußerungen von Frau Haderthauer lassen hoffen – und mia passn auf, dass ned untergeht, unsa boarische Sprach!

Dieser Brief erreichte den Vorsitzenden des FBSD; geschrieben hat ihn Birgit Schönberger, die im Bundesvorstand des »Verein Deutsche Sprache« tätig ist, in Landshut wohnt und dort 1. Vorsitzende der »Region 84« (so eine Art »LV« des VDS) ist.

Beiden Vorsitzenden gemeinsam ist die Sorge um die Sprache – sei es nun Hochsprache oder Dialekt – und Frau Schönberger legt Ihre (interessante und merkwürdige) Sicht der Dinge dar. Die von ihr beobachteten Entwicklungen geben zu großer Sorge Anlass und treffen (leider) in ähnlicher und sogar gleicher Form auf die bairische Sprache zu.

Die Redaktion erhielt tagesaktuell eine Mitteilung, in der Werbung gemacht wird für:

»Englischunterricht von Kindern im Vor- und Grundschulalter ... gerne auch in Kindergärten und Schulen. Zu keinem Zeitpunkt ist das menschliche Gehirn leichter fähig, eine zusätzliche Sprache zu erlernen ... Die »Sprachfenster im Gehirn« sind weit geöffnet, sie schließen sich mit ca. 8 Jahren ... das Erlernen einer Sprache wird dann wesentlich schwerer.«

Da wird die Angst der Eltern geschürt; die Muttersprache (sprich: der Dialekt) bleibt vollends auf der Strecke und die Hochsprache nur mehr mangelhaft erlernt – die Dozenten an den Hochschulen sind seit Jahren entsetzt über die rudimentären Deutschkenntnisse der Abiturienten.

VDS an FBSD

Sehr geehrter Herr Bauer, seit ein paar Jahren lese ich mit großem Interesse regelmäßig den »Rundbrief«.

Unter Ihrem Vorgänger sah ich mich einmal zu einem bösen Brief an Ihre Geschäftsstelle veranlaßt, doch seit Sie am Ruder sind, ist der Ton ein anderer geworden.

Dennoch, und das schmerzt mich seit Beginn, bleibt der Tenor herablassend bis feindlich gegen alle, die nicht Bairisch sprechen. Es war die Hochsprache, die eine Gefahr für alle Dialektsprecher wurde und deshalb oft verhaßt ist. Doch wir

brauchen diese gemeinsame identitätsstiftende Sprachklammer, denn auch Bayern befindet sich nicht auf einer Insel der Seligen.

Was ist mein Anliegen:

- 1) Lassen Sie uns an einem Strang ziehen und nicht durch Kleinkrieg schwächen.
- 2) Schauen wir gemeinsam über den Tellerrand hinaus auf die wirkliche Gefahr.

Wußten Sie, daß Frühenglisch zu einem gigantischen Geschäft in Deutschland und mittlerweile auch in Bayern geworden ist? Haben Sie bemerkt mit welchem Eifer der Englischunterricht an unseren Grundschulen immer früher angesetzt wird? Ist Ihnen das Wort »Immersions-

unterricht« schon einmal begegnet? Man stolpert geradezu über Schulen hierzulande, an denen die Kinder ihre Muttersprache an der Eingangstür abgeben und in allen Basisfächern auf englisch unterrichtet werden. Waren Sie in letzter Zeit schon einmal in einer unserer Universitäten (die LMU mit ihren »Departments« statt Fachbereichen ist da keine Ausnahme)? Deutsche Dozenten sind stolz darauf, ihre Vorlesungen in englischer Sprache anzubieten – vor deutschen Studenten und ausländischen, die gekommen waren, um Deutsch zu lernen.

Bei Vorträgen radebrechen deutsche, »weltmännische« Wissenschaftler in den Pausen

auf englisch miteinander (wir sprechen von BSE = bad simple English).

Ich muß Ihnen nicht erzählen, was mit dem Wortschatz von Kindern passiert, deren Muttersprache aus ihren Hirnen und Herzen verdrängt wird, noch bevor sie richtig verankert werden konnte.

Meine Antwort auf diese Entwicklung ist übrigens nicht, die englische Sprache zu hassen. Ich bin Dolmetscherin und habe Freude an fremden Sprachen. Doch über allem steht für mich

meine Muttersprache. Sie ist Hochdeutsch geblieben, obwohl ich nun seit 26 Jahren in Niederbayern lebe und viele bayerische Freunde habe. Ich schätze das Bairische und höre es gern. Für mich paßt das wunderbar zusammen. Muß ich denn mir Fremdes hassen um meine Eigenheit zu wahren?

Aber die Welt ist nicht rosarot und himmelblau und Sprache ist ein Machtfaktor! Es gibt kommerzielle Kräfte, die sich goldene Nasen an unserer Jugend verdienen wollen und ihnen gleichzeitig ihre Wurzeln kap-

pen. Das dürfen wir nicht zulassen!
Wir, der Verein Deutsche Sprache, sind mit 31.000 Mitgliedern eine starke Bürgerbewegung, die im In- und Ausland viele Freunde hat. Lassen Sie uns nicht kostbare Energien vergeuden und stattdessen den Fehdehandschuh begraben, im Schulterchluß für unsere Sprache.

Mit freundlichen Grüßen

Birgit Schönberger

»So wead gredd« – Bairisch für die Landkreisschüler

Hans Müller übergibt 540 Stück seines Buches an Schulamtsdirektor Alfred Ilsanker Berchtesgadener Land

Alfred Ilsanker spricht ein schönes Bairisch. Und ein perfektes Schriftdeutsch – wenn nötig. Aber auch da verrät die Klangfärbung, dass er aus der Südostecke Bayerns kommt. Ilsanker ist in Freilassing aufgewachsen, lebt seit 26 Jahren in Surheim und ist seit Februar 2008 der Chef des Schulamtes in Bad Reichenhall. In dieser Funktion hat er sofort eingewilligt, als ihm Hans Müller sein bairisches Wörterbuch angeboten hat. 540 Stück von »So wead gredd« hat der Autor nun kostenlos an das Schulamt übergeben.

Sechs Jahre hat der Laufener Hans Müller gesammelt, immer einen Notizzettel in der Tasche. Anfangs belächelt, fand er rasch Mitstreiter. Nicht nur in seinem Trachtenverein, sondern auch bei den Aktiven des Fördervereins Baierische Sprache und

Dialekte, und bei Mundartfreunden auf Salzburger Seite. 5.400 Wörter sind es am Ende geworden.

10.000 Stück war die Erstauflage seines Buches im Mai 2008. Das 100-Seiten-Werk war so schnell vergriffen, dass bald



Stapelweise Bücher im Schulamt (von links): Michael Ofensberger, Schulamtsdirektor Alfred Ilsanker, Monika Schillinger (unterstützt den Vertrieb) und Autor Hans Müller.



eine zweite und inzwischen eine dritte, erweiterte Auflage gedruckt werden musste. Von den insgesamt 25.000 Bänden sind gerade mal noch Tausend vorrätig. 540 Stück hat Müller nun ins Schulamt nach Reichenhall liefern lassen; alle 27 Grund- und Hauptschulen im Landkreis sollen jeweils 20 Bücher erhalten. Verbunden mit einer Anweisung für die Lehrkräfte und vier verschiedenen Testbögen sollen sie die Neugier wecken an dem Kulturgut Bairisch und den Kindern Freude machen.

»Alle Begriffe in dem Buch kenne ich nicht«, gibt Alfred Ilsanker zu, der von Hans Müller schon vorab ein Exemplar erhalten hat. Der Schulamtsdirektor beantwortet selbst die Frage nach dem Sinn: »Grundsätzlich gilt es, in der Schule die Standardsprache zu lehren. Aber: Mundart hat eine große Bedeutung. Sie vermittelt Vertrautheit und soziale Nähe«. Also kein entweder / oder – beides sei wichtig. »Und so ist es auch in den Lehrplänen verankert«, betont Ilsanker. Er jedenfalls werde die Bücher an die Schulleiter weiter geben mit der ehrlichen Empfehlung, dies im Unterricht zu nutzen.

Mundart sprechen ist eine Sache, sie schreiben eine andere. »Man hat hier versucht, eine klare und eindeutige Schreibweise zu verwenden«, erklärt Michael Ofensberger, aktiver Mitstreiter im Verein Bairische Sprache und Dialekte und profunder Kenner der Eigenheiten. Insbesondere auf Lautzeichen wollte man verzichten, da die kaum jemand kennt. »Nirgends finden sich so viele Eigentümlichkeiten wie in der Rupertiwinkler Mundart, etwa bei den

Doppellauten«, berichtet Ofensberger und lobt Hans Müller, der den Druck auch vorfinanziert habe. Förderungen und Spenden ermöglichen einen sehr niedrigen Verkaufspreis und Aktionen wie diese. Auch das Traunsteiner Schulamt hat kürzlich 840 Exemplare erhalten.

»Es ist wirklich eine bemerkenswerte Sammlung«, gratuliert Alfred Ilsanker, »und es macht Lust reinzuschauen«. Um wie viel schöner, vielfältiger und ausdrucksstärker sei doch das Bairische, meint er, und kommt

dabei fast ins Schwärmen: »Der Baum trägt«, sagt er bei-spielhaft für das nüchterne Aktiv der Schriftsprache. Ganz anders beschreibt es das Bairische: »Da Bam is drogat«. Hier sehe man den Obstbaum beinahe vor sich stehen, mitten in einer Wiese, die Äste schwer beladen ...

»Ob unsere Sprache als Kulturgut und Identitätsmerkmal erhalten bleibt«, sagt Hans Müller zum Abschied, »darüber wird unsere Jugend entscheiden.«

Hannes Höfer

Die Kachelofen-Heizung



... und der Winter macht richtig Freude.

Eine gemütlichere Heizung wird es kaum geben. Angenehme Strahlungswärme mitten im Haus und gleichzeitig Zentralheizung in einem System.

Die Atmosphäre von knisternden **HOLZscheiten** vor dem Kachelofen kombiniert mit der automatischen **PELLETzuführung**, wenn keiner zu Hause ist. So lässt sich Geld sparen mit den heimischen Energieträgern Scheitholz und Pellet.

Adressen guter Ofenbaubetriebe unter www.brunner.de

BRUNNER heizen auf bayerisch.

Junge oder Bub?

Die Stationen eines Antrags an den Bayerischen Landtag

Bayerischer Landtag

16. Wahlperiode

Drucksache **16/1636**

25.06.2009

Antrag

der Abgeordneten **Joachim Unterländer**, Gudrun Brendel-Fischer, Petra Dettenhöfer, Hermann Imhof, Oliver Jörg, Angelika Schorer, Bernhard Seidenath, Reserl Sem CSU

Mundartförderung in Kindertagesstätte und Schule

Der Landtag wolle beschließen:

Die Staatsregierung wird aufgefordert, dem Landtag und den zuständigen Ausschüssen zu berichten, welche Aktivitäten zur Mundart- und Dialektförderung in Kindertagesstätten und Grundschulen bzw. weiterführenden Schulen stattfinden.

Begründung:

Eindeutig nachgewiesen ist, dass eine Förderung von Mundart und Dialekt zu einer umfassenden Sprachbildung und Sprachkompetenz von Kindern und Jugendlichen beiträgt. Die Erkenntnisse über den Rückgang des Mundartgebrauchs sind darüber hinaus ein Alarmzeichen, das beachtet werden muss.

– wie früher häufig vertreten – zum Nachteil ihrer Sprecher aus. Gerade Länder wie Bayern, Baden-Württemberg oder Sachsen, die stark von mundartlicher Kommunikation geprägt sind, belegten in der zweiten nationalen PISA-Studie vordere Plätze, auch im Lesen und beim Verständnis von Texten. »Auch die moderne Hirnforschung beweist die positiven Effekte der ›Zweisprachigkeit‹ von Dialekt-sprechern. Unabhängig davon verfügten sie häufig über eine reichhaltigere Ausdrucksmöglichkeit. Unterländer: »Vieles lässt sich im Dialekt einfach viel

Der Antrag wurde in den betreffenden Ausschüssen beraten; alle Ausschüsse haben den Antrag einstimmig empfohlen.

Der ursprüngliche Antrag, wie er von den Abgeordneten im Landtag eingereicht wird.

Der »Junge« soll auch ein »Bub« sein dürfen – auf diesen kurzen, aber schlagkräftigen Nenner hat der Landtagsabgeordnete Joachim Unterländer (CSU), der den Münchner Norden vertritt, seine Forderung reduziert. Sein Appell: »Kindertagesstätten und Schulen sollen verstärkt Aktivitäten in der Pflege bairischen Sprache entwickeln, denn es ist ja schon seit langem eindeutig nachgewiesen, dass Mundart und Dialekt zu deutlich erhöhter Sprachbildung und -kompetenz führen.« »Wir müssen neben den Erzieherinnen und Lehrkräften aber auch die engsten Bezugspersonen von Kindern und die Medien wieder zu mehr Mundartgebrauch ermuntern. Kinder sollten wieder von klein auf in den Familien Dialekte erlernen«, forderte Unterländer. Die Mundart wirke sich keineswegs

Bayerischer Landtag

16. Wahlperiode

Drucksache **16/2673**

12.11.2009

Beschlussempfehlung und Bericht

des Ausschusses für Soziales, Familie und Arbeit

Antrag der Abgeordneten **Joachim Unterländer u.a. CSU**
Drs. 16/1636

Mundartförderung in Kindertagesstätte und Schule

I. Beschlussempfehlung:

Zustimmung

Berichterstatter:

Joachim Unterländer

Mitberichterstatterin:

Claudia Jung

II. Bericht:

1. Der Antrag wurde dem Ausschuss für Soziales, Familie und Arbeit federführend zugewiesen. Der Ausschuss für Bildung, Jugend und Sport hat den Antrag mitberaten.
2. Der federführende Ausschuss hat den Antrag in seiner 20. Sitzung am 15. Oktober 2009 beraten und **einstimmig** Zustimmung empfohlen.
3. Der Ausschuss für Bildung, Jugend und Sport hat den Antrag in seiner 18. Sitzung am 12. November 2009 mitberaten und **einstimmig** Zustimmung empfohlen.

Brigitte Meyer
Vorsitzende



Bayerischer Landtag

16. Wahlperiode

Drucksache **16/3008**

15.12.2009

Beschluss

des Bayerischen Landtags

Der Landtag hat in seiner heutigen öffentlichen Sitzung beraten und beschlossen:

Antrag der Abgeordneten **Joachim Unterländer**, Gudrun Brendel-Fischer, Petra Dettenhöfer, Hermann Imhof, Oliver Jörg, Angelika Schorer, Bernhard Seidenath, Reserl Sem **CSU**

Drs. 16/1636, 16/2673

Mundartförderung in Kindertagesstätte und Schule

Die Staatsregierung wird aufgefordert, dem Landtag und den zuständigen Ausschüssen zu berichten, welche Aktivitäten zur Mundart- und Dialektförderung in Kindertagesstätten und Grundschulen bzw. weiterführenden Schulen stattfinden.

Die Präsidentin

I.V.

Prof. Dr. Peter Paul Gantzer

II. Vizepräsident

nuancierter und feiner ausdrücken als in der Hochsprache.«

Und so hat er – zusammen mit Abgeordnetenkollegen und -kolleginnen – einen Antrag im Bayerischen Landtag eingebracht.

Damit unsere Leser einmal sehen, wie so etwas vor sich geht, haben wir aus der – frei zugänglichen – Quelle der Landtagsdrucksachen (Vorgangsmappe) alle relevanten Passagen herausgenommen und in Kurzform wiedergegeben.

Der Bayerische Landtag hat in seiner Sitzung vom 15.12.2009 den Antrag über alle Parteien hinweg einstimmig angenommen!

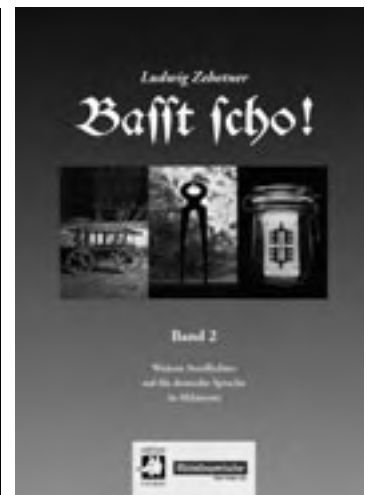
Der FBSD ist gespannt, wann der Bericht erscheint und was er zum Inhalt hat. Wir werden weiter berichten.

Basst scho!



Der verdiente Dialektforscher Professor Dr. Ludwig Zehetner (geb. 1939 in Freising) ist seit 2009 Ehrenmitglied des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte e.V. Mit der Auszeichnung bringt der Verein die hohe Wertschätzung zum Ausdruck, in der Zehetner zu Recht steht. Insbesondere darf hervorgeho-

ben werden, dass sich Zehetner zu keiner Zeit ausschließlich in den »elfenbeinernen Turm« der Forschung zurückgezogen hat. Es war ihm immer ein Anliegen, dass seine fundierten Forschungen auch breiten Kreisen zugänglich gemacht werden. Er hat deshalb seit September 2008 wöchentlich glossierende Kommentare für die Mittelbayerische Zeitung verfasst, die jeweils am Freitag veröffentlicht wurden. Nach einer ersten Sammlung unter dem Titel »Basst scho!« (2009) ist jetzt bereits ein zweites Band erschienen, der die neuesten Überlegungen zu Dialektfragen enthält. Jede Seite bringt eine Fülle von Erkenntnissen. Ein umfangreiches Register erschließt das Material aus beiden Bänden. Wer immer sich für das Bairische interessiert, sollte die beiden Bücher stets zur Hand haben: Unterhaltsame Belehrung ist garantiert. *ab*



*Zehetner, Ludwig
Basst scho!
Band 2:
Weitere Streiflichter auf die
deutsche Sprache in Altbayern.
Regensburg:
edition vulpes, 2010
ISBN 978-3-939112-47-1
244 Seiten. € 20,90*

Was hamma g'essen?

Küchenwissen aus Niederbayern

Der Titel von Steffi Kammermeiers erstem Buch verwirrt den/die geneigte(n) Leser(in) erst einmal: Trifft er den Kern des Werkes doch nur zum Teil, und schrumpft so (ungewollt) die potentielle Leserschaft ein.

In Wirklichkeit ist das Werk ein wahres Kleinod, nicht nur für rezeptbegeisterte Frauen.

Die bekannte Regisseurin hat, wie man es von ihren Filmen her kennt, nicht nur sehr gut recherchiert. Dass die Zeitzeugen, auf welche sie zurückgreift, allesamt aus ihrem persönlichen Umfeld stammen, macht den Inhalt des Buches um so sympathischer.

Schließlich geht es hier nicht nur um »Küchenwissen«, sondern um das allgemeine Wissen über Landwirtschaft, wie sie früher – nicht nur in Niederbayern – betrieben wurde. Von Bräuchen rund um den Jahreskreis, über den Umgang mit den Ehalten (Knechten und Mägden) bis zu den Gepflogenheiten bei Ernte und Viehhaltung handelt der kulinarisch-ländliche Bilderbogen.

Mir persönlich gefielen von Anfang an die warmherzigen Kommentare der unterschiedlichen Leute, die Steffi Kammermeier geschickt einfließen lässt.

Man hat dabei das Gefühl, als säße man an einem der beschriebenen großen Tische in der Küche und lausche den Menschen aus drei Jahrhunderten. Dabei spielt es keine Rolle mehr, wer aus dem 21., dem 20.

oder dem 19. Jahrhundert ist.

Die Zeit löst sich auf, vermischt sich und lässt einen in ein farbenprächtiges Kaleidoskop aus bayerischen Lebenssteinchen eintauchen.

Es entsteht der Eindruck, als würden Personen von 1820, 1887, 1957 und 2009 beieinander hocken und einen gemütlichen Ratsch abhalten.

Jeder erzählt zum Thema passend, wie es bei ihm daheim zugeht.

Wenn man, so wie ich, Teile seiner Kindheit auf dem Bauernhof der Firmpatin verbringen durfte, werden mit diesem Buch auch die persönlichen Erinnerungen wach und blühen zu neuen, farbigen Bildern auf.

Darüber hinaus findet die geneigte Leserschaft auf beinahe jeder Seite wunderschöne Fotos, die einem die Menschen von früher und ihre Lebensweise ganz nahe bringen.

Ich selbst – obwohl aus Oberbayern – habe ganz ähnliche Gespräche im Ohr, habe viele identische Fotos gesehen und vor allem auch das eine oder



andere »Schmankerl« überliefert bekommen.

Selbstverständlich sollen die vielen Rezepturen aus »alter Zeit« nicht unerwähnt bleiben.

Wenn man die gewissenhaften Aufzeichnungen aus dem Jahr 1887 liest, geht einem nicht nur das Herz auf, auch der Magen meldet sich und verlangt nach einer baldigen Verwirklichung dieser in Vergessenheit geratenen Köstlichkeiten.

Was hamma g'essen ist also keineswegs nur ein historisches Kochbuch, es ist ein rundum gelungener Augenschmaus über unsere bayerischen Vorfahren, unsere Heimat und unsere Wurzeln.

Liebe Steffi Kammermeier, des ham S wieda amoi guad gmacht!

blx



Bairischer Klang bei den Ansagen der Münchner S-Bahn

Es liegt schon einige Jahre zurück seit die Ansagen in der Münchner S-Bahn ausschließlich in »Hochdeutsch« eingeführt wurden. Bald hagelte es aber auch Proteste. Viele Fahrgäste schauten oft gequält, wenn die synthetische Säuselstimme erklang. Was aber viele noch wesentlich mehr störte, war die häufig falsche Betonung der Ortsnamen und die nicht in unsere Region passende nördliche Aussprache. Dazu einige Beispiele: Neeßta (hochdeutsch nächster) Halt Krupp (hochdeutsch Grub) – Batt Aibling – Batt Endoaf – Issmaning u.s.w. Die Proteste verstummten nicht.

Der FBSD hatte bereits 2003 Vorschläge für Sprecher oder Sprecherinnen mit südlicher Hochsprache, bairischer Klangfärbung und richtiger Betonung gemacht.

Seit Anfang 2009 gibt es mit Bernhard Weisser als Geschäftsleiter einen neuen Chef bei der Münchner S-Bahn. Damit hat anscheinend in der Führung ein Umdenken und endlich eine längst fällige Reaktion auf die anhaltenden Beschwerden stattgefunden.

Seit dem 13. Dezember 2009 gibt es im Zuge der gleichzeitigen Fahrplanumstellung endlich auch eine Veränderung bei den Ansagen. Der oberbayerische Klang kommt von der Sprecherin Regina Wallner (31) Der FBSD führte ein Gespräch mit Ihr.

FBSD: Frau Wallner, wie kamen sie zu dieser sicher reizvollen Aufgabe?

R. Wallner: Im Juni 2009 hat die Bahn einen Aufruf gestartet und



eine neue »S-Bahn-Stimme« mit oberbayerischer Klangfärbung gesucht. Und da hab ich mich gleich angesprochen gefühlt und beworben. Mich hat die Aufgabe gereizt und vor allem die Aktion von der Bahn, eine offizielle Bewerbung auszu-schreiben.

FBSD: Wir würden gerne mehr über sie erfahren. Wo sind Sie geboren und aufgewachsen?

R. Wallner: Ich komme aus dem Chiemgau, bin in Prien geboren und auch aufgewachsen, und zwar auf einem Bauernhof am Ortsrand. Nach wie vor bin ich dort in einigen Vereinen verwurzelt, wie z. B. im Schwimmverein oder im Trachtenverein. Ein paar Mal war ich in Prien Ansagerin bei Heimat-abenden oder habe Brauchtumsveranstaltungen, Musikan-tenreffen etc. moderiert, weil ich mich für bayerisches Brauchtum begeistern kann.

Dialekt spielt da natürlich eine große Rolle!

FBSD: Wurde / wird in Ihrer Familie Bairisch gesprochen? Haben sie Geschwister? Reden auch diese Bairisch?

R. Wallner: Ja bei uns daheim wird eigentlich nur Bairisch gesprochen. Auch meine Geschwister – ich habe drei ältere Schwestern und einen jüngeren Bruder – reden alle Bairisch. Ich kenns im Grunde gar nicht anders.

FBSD: Wie war das in der Schule? Wurde da neben der Hochsprache auch der Heimatdialekt gesprochen? Wie gingen die Lehrer damit um?

R. Wallner: In der Grundschule hat der überwiegende Teil der Klasse Bairisch gesprochen. Am Gymnasium und auch an der Realschule war es gemischt, wobei auch da mehr Leute Dialekt gesprochen haben.

Die Lehrer haben – soweit ich mich erinnern kann – nicht speziell darauf reagiert. Vor allem weil es ja keine Sprachbarrieren gab und auch kein zu breites Bairisch gesprochen wurde. Und manche waren selber »echte« Bayern.

FBSD: Sprechen auch Ihre Freunde und Bekannten im Alltag die heimische Mundart?

R. Wallner: Meine Freunde aus dem Chiemgau sprechen Bairisch. Hier in München ist es gemischt, viele Bekannte und Freunde sprechen auch Hochdeutsch. Manchmal gibt's schon Ausdrücke, die sie nicht auf Anhieb verstehen aber die deutsch' ich ihnen schon aus. Und vor allem nach dem dritten Bier sind alle Sprachprobleme ausgeräumt!

FBSD: Was machen sie beruflich? Wie war das mit der Sprache in der Ausbildung?

R. Wallner: Ich arbeite als Redakteurin in der Nachrichten- und Verkehrsredaktion beim Bayerischen Rundfunk. Zuvor hab ich dort auch eine kaufmännische Lehre gemacht. Dialekt hat in der Ausbildung keine große Rolle gespielt – aber ich glaub ich hab nie verleugnen können wo ich herkomme.

FBSD: Sprechen auch Kollegen Dialekt? Wenn ja, wie wird damit im tagtäglichen Miteinander umgegangen?

R. Wallner: Einige Kollegen sprechen schon Dialekt – hauptsächlich Münchnerisch. Ich habe aber auch Kollegen aus der Oberpfalz, Franken und aus Hessen! Und Verständigungsschwierigkeiten gibt's gar nicht! Man merkt aber, dass im tagtä-

lichen Ablauf Dialekt grundsätzlich ganz gut ankommt.

FBSD: Welche Vorgaben bezüglich Dialekt gab es bei den Aufnahmen für die S-Bahn Ansagen. Wurde auf Kritikpunkte speziell bei der Betonung eingegangen. Waren da auch Sprachexperten dabei?

R. Wallner: Bei den S-Bahn-Ansagen soll man in Zukunft a bissl raushören, dass wir in Bayern sind. Also kein breiter Dialekt sondern nur Nuancen bei der Aussprache wie z. B. ein rollendes R oder die Betonung an der richtigen Stelle, das war mir schon wichtig. Bei manchen Orten war das gar nicht so einfach, weil ich dort noch nicht war oder ich nicht ganz sicher war, wie man den Ortsnamen richtig betont. Wir haben uns dann beraten oder im jeweiligen Ort angerufen um nichts falsch zu machen.

FBSD: Was war das Ziel der Verantwortlichen?

R. Wallner: Ich denke das Ziel ist es Lokalkolorit in die S-Bahn zu bringen. Wenn man z. B. in Wien mit der U-Bahn unterwegs ist, hört man bei den Durchsagen sofort durch, dass man in Österreich ist und mir gefällt das sehr gut! Jetzt bin ich gespannt, ob mir das für die S-Bahn in München auch gelungen ist. Und ich hoffe natürlich, dass es den Fahrgästen gefällt und es bald für sie zur S-Bahn-Fahrt dazugehört.

FBSD: Wie werden sie die Gäste zukünftig verabschieden?

R. Wallner: Ein Servus oder Pfüa Gott ist es leider nicht geworden. Aber ein Auf Wiedersehen

mit bayerischem Einschlag ist auch nicht schlecht.

FBSD: War Ihre Bewerbung eine private Angelegenheit oder haben Sie sich als BR-Mitarbeiterin beworben?

R. Wallner: Es hatte nix mit dem BR zu tun, sondern war eine rein private Angelegenheit.

FBSD: Wie hat Ihr Umfeld reagiert als sie von der Zusage erfahren haben?

R. Wallner: Ich habe bis zur Endauswahl keinem davon erzählt, dass ich mich beworben habe. Man weiß ja nie wie es ausgeht. Als ich dann als »Finalistin« in der Zeitung stand, hab ich viele Reaktionen bekommen. Und meine Familie, Freunde und viele Kollegen haben mir gratuliert. Das hat mich ganz besonders gefreut und a bissl stolz war ich auch.

FBSD: Wir gratulieren Ihnen ganz herzlich, sicher auch im Namen vieler Fahrgäste und Landsleute, für Ihr Engagement für unsere heimische Sprache und danken für das interessante Gespräch.

Nachwort: Dem guten Beispiel in der S-Bahn, sollten nun baldmöglichst die Verantwortlichen der U- und Trambahnen folgen, damit man nicht nur in Wien, sondern auch in München hört wo man ist. Auch beim BR gibt es immer wieder Beschwerden zur Aussprache und Betonung der Sprecher.

Immer nur auf den Gerald Huber als Garant hinzuweisen, reicht einfach nicht.

Gerhard Holz



Auf dem Titelblatt vom Heft 65 (September 2008) mit dem Motto »Boarisch sticht!« war zwar unterm Gras-Ober sein Konterfei abgebildet, aber im Heft war nur die Rede von der (seiner) Herz-Dame: Johanna Bittenbinder.

Jetzt aber ist er selber dran: a wengerl über 50 Jahre ist er alt, gebürtiger Münchner mit einem so umfangreichen Lebenslauf, daß der locker für zwei oder drei glangen würde, mit einem (Künstler-)Namen, der zwar seiner eigenen Auskunft nach auf einen Schlagertitel zurückgeht, aber auch nicht weit weg von einer weltberühmten (im Gegensatz zu dieser aber ein ernsthaftes, **glückliches** Kind) Zeichenfigur des Charles M. Schulz und (vom eingebairischten Vornamen her) auch ganz nahe an einem typischen Münchner Film-Serien-»Helden« (ois isi) der 1974er-Jahre angesiedelt ist. Und so vereinigt er auf sich eine Bandbreite von Charaktereigenschaften, die ihn einem schon fast wieder unheimlich machen: Nicht umsonst ist eines seiner Kabarett-Programme ähnlich einem berühmten Gruselfilm betitelt. Von wem da die Rede ist? Ganz einfach: Von Charly Brown alias



Heinz-Josef »Dscharchie« Braun

Die Redaktion wollte alles über ihn wissen, er gab so erschöpfend Auskunft, dass wir wieder einiges kürzen mussten, aber es entstand so ein umfassendes Bild über einen Künstler (Schauspieler, Kabarettisten, Musiker und Autor), auf den wir in Bayern ganz besonders stolz sein dürfen.

Wer is a und wo kimmt a her?

Ich bin am 31.12.1957 in München geboren und in einem Einfamilienhäuschen in der Kieferngartensiedlung aufgewachsen.

Meine Eltern waren Heimatvertriebene, Bauernkinder aus dem Sudetenland, haben sich aber erst hier in München kennen gelernt. Um nicht sofort als »Flüchtling« erkennbar zu sein, da diese bei den Hiesigen alles andere als beliebt waren, war es für sie sehr wichtig, akzentfrei bayrisch zu sprechen.

Mein Großvater war Maurer, mein Vater hat als Jugendlicher alle Ziegelsteine für das Haus auf den Münchner Schuttkippen gesammelt. Das Startguthaben für den Hausbau waren 100,- DM. Die Nachbarn mussten zusammenhalten und -helfen und haben so alle ihre Häuser selber gebaut. Mein Vater wurde auch Maurer, hat sein Arbeitsleben auf dem Bau



verbracht. Und so konnte er auch mein Elternhaus über die Jahre gut in Schuss halten.

Und so war ich, ähnlich wie der von mir sehr verehrte Karl Valentin, ein Münchner Kindl in erster Generation (fast der Millionste Bürger der Stadt), ein

Sprössling von Nicht-Bayern. Es war also nicht nur München und das Bayrische prägend für mich, sondern auch die bäuerlich-mystische Welt meiner Großmütter mit ihren schwarzen Röcken, Kopftüchern und Geschichten aus dem osteuropäisch geprägten Egerland. Und auch das Umfeld in der Kieferngartensiedlung war eher bäuerlich als städtisch, ein Vielvölker-Sammelsurium durch den Krieg gestrandeter Existenzen. Dieses internationale Umfeld setzte sich auch im Harthof und Hasenberg fort, wo ich den Großteil meiner Jugend verbrachte. Die meisten meiner besten Freunde habe ich jetzt noch aus dieser Zeit und dieser Gegend.

Im Gegensatz zu meinen Eltern hatte für mich die bairische Sprache keine äußerliche Bedeutung. Es war einfach die Sprache, die auf der Straße gesprochen wurde, meine Muttersprache.

Wo is a in d Schui ganga?

Nach der Volksschule, wie es damals noch hieß, der Situli-Schule in Freimann, kam ich auf das Oskar-von-Miller-Gymnasium in Schwabing. Das hat mir nicht nur das Abitur eingebracht, sondern auch den Einblick in eine völlig neue Welt. Schul- und Studentenfeste mit hervorragenden Bands, der englische Garten mit den »Gammlern« und Hippies, den Lebenskünstlern und Straßenmalern, die Billiard- und Kickersalons in Schwabing, in denen ich fasziniert ganze Abende lang den Spielern zuschaute, wie sie um viel Geld spielten.

Ich war ab der 6. Klasse immer einer der beiden Klassensprecher, habe mich auch für unsere Belange als Schüler herzlich eingesetzt. Und da ich in jeder Diskussion, war sie auch noch so anspruchsvoll oder leidenschaftlich, immer bairisch geredet habe, wurde mir von meinen Mitschülern unterstellt, ich täte das, um meine Unbestechlichkeit zu demonstrieren. Das Bairische als Waffe, sozusagen. Denn Bairisch war im Gymnasium eher eine Rarität. In Wirklichkeit habe ich natürlich immer bairisch geredet, weil ich mich da am besten ausdrücken kann. Ganz zu schweigen vom trockenen und hinterfotzigen bayrischen Humor.

War a beim Militari?

Ich habe den Kriegsdienst aus pazifistischer Überzeugung verweigert und im Zivildienst mit Körperbehinderten in der Pfnigparade gearbeitet, als Pfleger, Studien- und Urlaubsbegleiter. Eine damals für mich harte Erkenntnis, wie sehr wir

doch körperliche Unversehrtheit als Selbstverständlichkeit voraussetzen und wie sich das Leben durch Unfall oder Krankheit ganz schnell massiv ändern kann. Vor allem gilt mein absoluter Respekt denen, die trotz stärkster Behinderung, teilweise von Kind auf, mit großer Lebensenergie und Heiterkeit ihr Leben meistern.

Wia ma Buidln malt had a studiert

Danach hatte ich keinerlei Vorstellung, welchen beruflichen Weg ich einschlagen sollte. Ich erwog ein Mathematik- oder Philosophiestudium. Meine Eltern hatten immer die Vorstellung, ich sollte doch zur Stadt oder zum Staat gehen oder zu einer Versicherung oder Sparkasse. »Da gehst mit der Krawattn in d'Arbat,« hat mein Vater immer gesagt. Aber schon der

Besuch des Gymnasiums war für meine Eltern ein Luxus. Sie haben mir allerdings nie Steine in den Weg gelegt, meine beruflichen Entscheidungen immer akzeptiert und unterstützt, mögen sie ihnen anfangs auch teilweise sehr merkwürdig vorgekommen sein. So war es auch mit meiner Entscheidung, auf der Münchner Kunstakademie Malerei zu studieren.

Ich habe zum Zeichnen und Malen schon immer einen intensiven Bezug gehabt. Als Kind war ich viel krank. Die Lektüre in den Genesungsphasen bestand vor allem aus zwei Büchern, dem »Großen Lexikon der Tiere« und »Grimms Märchen«. Wenn ich Kopfschmerzen vom vielen Lesen bekam, zeichnete ich Comics, eigene Geschichten von Cowboys und Indianern. Während des Zivildienstes



machte ich dann einen Kurs bei einem Zeichenlehrer. Man wurde so auf die Aufnahmeprüfung für die Kunstakademie vorbereitet und ich wurde im ersten Anlauf aufgenommen. Das war wie ein Lottogewinn, denn es gab sehr viele Bewerber und nur eine Handvoll wurde jedes Jahr aufgenommen. Meine Porträts behinderter Freunde in der Pfnigparade, die meiner Eltern und Großmütter, meine



realistisch-kritische Sicht auf die Welt in meiner Bewerbungsmappe wirkte offenbar überzeugend. So studierte ich bei den Professoren Winner und Baschang Malerei.

Nach zwei Jahren intensivsten Studiums wurde mir allerdings klar, dass die Aussichten, mit Malerei sein Geld zu verdienen, äußerst gering sind. Vor allem aber war mir die Arbeitsweise zu einsam. Deshalb wandte ich mich zum wiederholten Male der Musik zu und gründete mit Studienkollegen die Münchner Band »Superlippe«.

Musi macha is dann sei große Leidenschaft worden

Meine Eltern waren Musikliebhaber. Den ganzen Tag lief das Radio mit bayrischer Volksmusik. Aber auch Ernst Mosch und seine Egerländer, Max Greger, James Last, diverse Rock 'n Roller und Herp Alpert zählten zu ihren Favoriten.

»Der Blaue Bock«, eine Fernsehshow mit zahlreichen Musikeinlagen, wurde immer mit großer Begeisterung angeschaut.



Meine Mutter hätte mir sogar den Akkordeon-Unterricht bezahlt, aber ich wollte schon immer Gitarre lernen. Der erste Musiklehrer an der Volksschule

stellte aber fest, dass ich noch zu kleine Hände zum Gitarrespielen hätte. So ein Schwachsinn! Dann habe ich drei Jahre lang Blockflöte gespielt.

Mit 14 Jahren habe ich mir dann endlich die ersehnte Gitarre gekauft, eine Elektrogitarre bei Hertie für 100,- DM. Als Verstärker benutzte ich ein altes Radio meiner Großmutter. Im Musikunterricht trat ich mit meinem damals besten Freund, der Klavier spielte, mit Hard-Rock-Nummern von »Deep Purple« auf; gleichzeitig gründeten wir auch unsere erste Band. Da – logischerweise – nur englische Künstlernamen in Frage kamen, wurde ich vom Heinz Braun zum Charly Brown. Frei nach dem Musiktitel »Der Charly Brown, der ist ein Clown« ... Obwohl ich ja weder Karl noch Karl-Heinz, sondern Heinz Josef heiße (der Josef kommt von meinem Taufpaten), ist mir der Charly bis heute geblieben. Ich habe ihn mittlerweile nur eingebaiert. Darum nennen mich meine Freunde heute noch »Dscharli«.

Unsere Band aus der Kunstakademie, »Superlippe« entwickelte sich zum Renner in der damals noch sehr lebendigen Münchner Club-Szene. Wir spielten Jazz-Rock, trafen uns mindestens jeden zweiten Tag im

Übungsraum, hängten nachts überall massenhaft unsere Plakate auf; spielten in ausverkauften Musik-Clubs wie »Marienkäfer«, »Philharmo-

nie«, »Rigan-Club« oder »Domicile«. Nach einigen Richtungswechseln (Funk, Punk, New-Wave mit deutschen Texten) und einem bereits unterschriebenen Plattenvertrag haben wir uns dann restlos zerstritten und aufgelöst.

Ich wusste nicht wie es weitergehen sollte, aber eines wollte ich jetzt unbedingt: Berufsmusiker werden! Eine Zeitungsannonce und die Empfehlung zweier Musiker brachten mich mit Jürgen Buchner in Verbindung und so wurde ich Mitglied des brandneuen Bandprojekts »Haindling«. Der völlig eigene Musikstil erregte große Aufmerksamkeit, zunächst bei der Fachpresse, dann aber – vor allem auch durch unsere ausgelassenen Bühnenshows – bei einem immer größer werdenden, hellauf begeisterten Publikum. Von 1981 bis 2000 (19 Jahre lang!) war ich Elektrobassist und Tubist bei »Haindling«. Viele begeisternde Tourneen, große Freude auf der Bühne und unvergessliche Erlebnisse wie das Festival gegen die Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf vor 100000 Zuschauern oder unsere »Grüne-Raupe-Festivals« zur Unterstützung der damals ganz neuen grünen Bewegung bleiben mir unvergesslich.

Musik spielt nach wie vor eine große Rolle in meinem Leben: Ein eigenes Tonstudio mit vielen Tasten-, Blas- und Saiteninstrumenten in dem ich Theater- und Filmmusiken komponiere und produziere ist einer der Mittelpunkte. Hier entstehen auch die musikalischen Elemente für meine Kabarettprogramme oder Live-Auftritte mit Schauspielerkollegen wie Sepp Schauer.

Nauf auf de Brettln, de de Welt bedeitn!

1984 habe ich meine Frau Johanna Bittenbinder kennen gelernt. Als Schülerin hat sie schon beim »Freien Theater München« Theater gespielt. Ohne sie zu kennen habe ich sie dort schon einmal bewundert: Sie spielte in zwei hervorragenden Karl-Valentin-Produktionen. Das Freie Theater ging dann auf Welt-Tournee und Johanna absolvierte ihr Studium in München. Am Anfang unserer Beziehung arbeitete sie noch in ihrem Beruf als Museumspädagogin. Als es sie wieder zurück zum Theater zog, fragte sie mich, ob ich sie zu Peter Rieckmann, einem erfahrenen Schauspiellehrer begleiten würde. Er hatte schon Percy Adlon, Wolf Euba und Gerd Antoff unterrichtet. Wir begannen beide, uns ernsthaft mit dem Schauspiel auseinanderzusetzen. Ca. 1–2 Jahre lang nahmen wir immer wieder Unterricht bei Peter Rieckmann.

1985 komponierte ein Musikerkollege die Filmmusik für »Blam«, (eine Fernsehserie); er schlug mich bei der Produktionsfirma Bavaria-Film für die Rolle eines Postboten vor. Ich drehte 3 Tage, unter anderem mit dem zukünftigen Mr. Universum Ralf Möller. Im selben Jahr spielte ich bei dem Kinofilm »Xaver und sein außerirdischer Freund«, (Jürgen Buchner schrieb die Filmmusik), den »Eberhard«, Chef einer Rockergang, den »Bösewicht«. Bis heute ist »Xaver« ein Renner in der Video-Szene und immer wieder finden Treffen der Xaver-Fanclubs statt, teilweise von Volksfest-artigen Ausmaßen.

Der berufliche Einstieg in die Schauspielerei fand für Johanna



und mich aber erst 1987 statt, als mein Freund Martin Polittowski im Theater Rechts der Isar seine erste Inszenierung verwirklichte, die »Kleinbürgerhochzeit« von Bert Brecht. Wir spielten das Stück 120 mal vor ausverkauftem Haus. Die Nachfolgeproduktionen »Ritter Unkenstein« von Karl Valentin, »Moliere« von Carlo Goldoni und »Die Nashörner« von Eugène Ionesco, auch mit Martin Polittowski als Regisseur, waren ebenso erfolgreich. Filmregisseure, die ins Theater kamen, wie zum Beispiel Rainer Wolffhardt (»Die Löwengrube«, »Mali« etc.) wurden auf uns aufmerksam und engagierten uns für zahlreiche Film- und Fernsehproduktionen.

Fuim und Fernseh macht a aa!

Die Arbeit vor der Kamera wurde dann im Laufe der Jahre zu meinem Hauptberuf, der mich immer mehr ausfüllte und auch beanspruchte. Ein ständiger Lernprozess setzte ein, der bis heute andauert und auch immer weiter gehen wird. Denn wenn man sich selber in Filmen



spielen sieht, wird man zu seinem härtesten Kritiker und setzt alles daran, sich ständig zu verbessern. Unser Publikum ist mit allen Wassern gewaschen; die eigenen Idole und Vorbilder sind auch ihm bekannt: Charlie Chaplin, Jack Nicholson, Oskar Werner, Gustl Bayrhammer, Hans Brenner ... Mit denen vergleicht man sich zwar nicht direkt, jeder Schauspieler hat seine ganz eigene, unvergleichliche Persönlichkeit und Ausstrahlung, aber man will auf seine Weise genauso überzeugend sein wie sie und sein Publikum ebenso fesseln und begeistern.

Ich hatte das Glück, schon von Beginn an immer wieder mit hervorragenden Regisseuren zu arbeiten: Rainer Wolffhardt, Norbert Kückelmann, Friedemann Fromm, Udo Wachtveitl, Harmut Griesmayr, Alexander Adolph ... In den letzten Jahren waren auch ein paar »Komödienstadl« dabei, mit den Regisseuren Erich Neureuther und Steffi Kammermeier, die zu guten Bekannten geworden sind.

Ein schöner Nebeneffekt bei den Dreharbeiten ist immer wieder, dass ich mit meiner Frau Johanna Bittenbinder zusammenspielen darf. Manchmal sind wir sogar im Film ein Paar, wie im Niederbayernkrimi »Sau Nummer Vier« (Buch: Christian Limmer, Regie: Max Färberböck), in dem die Johanna die Hauptfigur verkörpert. Wir wurden auch schon zwei Mal als Ehepaar besetzt, ohne dass die überhaupt wussten, dass wir verheiratet sind. Scheinbar passen wir auch optisch gut zueinander.

Ein Höhepunkt unserer Filmarbeit waren die Kinofilme von Marcus H. Rosenmüller, »Wer früher stirbt, ist länger tot«,



»Beste Zeit« und »Beste Gegend«. Mit »Wer früher stirbt, ist länger tot« waren wir bei zahlreichen Premieren in verschiedenen bayerischen Städten. Die unmittelbaren Reaktionen des restlos begeisterten Publikums waren für uns besonders bewegend. Und dieser wunderbare Film ist der endgültige Beweis, dass man im Dialekt sehr wohl komödiantisch, anspruchsvoll und erfolgreich sein kann. Aktuelle Produktionen: Ein hervorragender, emotional aufwühlender Film, in dem wir beide mitgespielt haben, ist »In aller Stille« (Buch: Ariela Bogenberger, Regie: Rainer Kaufmann, Sendetermin: Mi, 31.3.2010, 20.15 Uhr ARD). Und von Januar bis März 2010 stehn wir im Zweiteiler »Der kalte Himmel« (Regie: Johannes Fabrick) vor der Kamera.

Nachm Theaterspüin is s Kabarett kemma

Es war schon immer mein Traum, ein Solo-Programm zu schreiben und aufzuführen, war ich doch ein glühender Bewunderer von Karl Valentin, Gerhard Polt oder auch von Josef Hader. 1996 erarbeitete ich zusammen mit dem Regisseur Ioan C.

Toma, dem Haindling-Schlagzeuger Peter Enderlein und dem Licht- und Tontechniker Franz Meier das Musiktheater-Spektakel »Heinz bleibt Heinz«.

Es folgten das Solo »3000 Heinz – Ein Motivationsjunkie packt aus« zum Thema Neoliberalismus und Motivationstraining (es wurde mit dem AZ-Stern der Woche ausgezeichnet), »Heinz & die Frauen«, ein autobiographischer Abend mit vielen Liedern und das Kabarett-Solo »Dr. Charly & Mr. Heinz«. Mit Ioan C. Toma habe ich nicht nur diese vier Programme realisiert, sondern auch noch das Theater – Solo »Tagebuch eines Wahnsinnigen« von Nikolaj Gogol.

A Familie had a aa

Trotz all dieser vielfältigen Aktivitäten in meinem Künstlerberuf ist die Familie das unumstrittene Zentrum meines Lebens. Ich habe mit der Johanna eine 16-jährige Tochter, die das Pestalozzi-Gymnasium in München besucht, seit ihrem vierten Lebensjahr Klavier spielt, singt und auch schon in einem Kinofilm (»Hierankl«) mitgespielt



hat. Mit Freundinnen zusammen hat sie Videoclips mit eigenen Liedern gedreht (und geschnitten!); zahlreiche gewonnene Preise bei Jugend-

filmfestivals waren der Lohn dafür. Auch als musikalische Begleiterin stand Sie schon mit mir (und Schauspielkollegen) auf der Bühne. Wir leben in einer Großfamilie, meine Schwester mit ihrem Mann und zwei kleinen Kindern, sowie mein Vater wohnen unmittelbar neben uns zusammen mit Labrador-Hündin »Lilly«. Jeden Tag wird gemeinsam gegessen, da geht es immer hoch her. Gekocht wird abwechselnd. Aus dieser Gemeinschaft schöpfen wir alle sehr viel Kraft und Lebensfreude.

Was duad a jetza grad?

Zur Zeit bin ich mit der Johanna und dem ART ENSEMBLE OF PASSAU mit unserer Lesung: »Tannöd – Ein urbayrischer Krimiabend mit vogelwilder Musik« unterwegs. Termine unter: www.heinz-josef-braun.de Im November 2009 habe ich im Niederbayern-Heimatkrimi »Sau Nummer Vier« den Verlobten von Gisela Wegmayer (Johanna Bittenbinder), der Hauptfigur, gespielt. Regisseur Max Färberböck, Produzenten ROXY FILM, die auch »Wer früher stirbt, ist länger tot« produziert haben.

»Sau Nummer Vier« läuft voraussichtlich im Herbst 2010 im Bayerischen Fernsehen. Da sind wir schon sehr gespannt. Etwas ganz Besonderes! Mit Corinna Binzer schreibe ich gerade gemeinsam ein bayrisches Theaterstück, das wir 2010 zu viert, also Corinna Binzer, Johanna Bittenbinder, Sepp Schauer und ich, an verschiedenen Spielorten in Süddeutschland auführen werden.

Mit Sepp Schauer trete ich auch 2010 wieder auf. Termine und Karten unter: Xogt & Xunga, Tel. 0 89 / 6 11 57 68, www.xogtundxunga.de) Gemeinsam mit Stefan Murr habe ich ein Märchen für Kinder völlig neu geschrieben und Lieder dazu komponiert: »Die bayerischen Bremer Stadtmusikanten«. Das haben wir gerade als Hörspiel aufgenommen und zeigen es das nächste Mal am 24.1.2010 im Forsthaus Wörnbrunn auf der Bühne.



Außerdem planen wir unser erstes gemeinsames Bühnenprogramm, das von mir aufs höchste verehrte Musiker-Duo »Unsere Lieblinge« und ich.

Das habe ich mir schon lange gewünscht, jetzt haut es endlich hin. Aber da sind wir noch ganz am Anfang. Nähere Informationen, aktuelle Gegebenheiten und alle Termine auf meiner Netzseite: www.heinz-josef-braun.de

Die Redaktion bedankt sich für die unkomplizierte und konstruktive Zusammenarbeit und kann den Lesern nur empfehlen: Schaugtsn Enk o, an Dscharlie, er is wirkli wert! pvc

Sepp Schauer

Wir trafen uns an einem Donnerstag-Nachmittag, in der Kantine der Bavaria Filmstudios in Geiselnast. Ich hatte Sepp Schauer um ein Gespräch gebeten, um von ihm Details zu seinem Lebenslauf zu erfahren. Er wurde am 5. Juli 1949, als echtes Münchner Kindl, im Sternzeichen Krebs geboren. Seine elterlichen Wurzeln reichen auf der einen Seite nach Oberbayern, andererseits nach Niederbayern, also genauso wie bei vielen anderen Münchnern auch.

Seine Kindheit und Jugend verbrachte Sepp Schauer in der Brudermühlstraße in Unterending dort, wo, bis zur Eröffnung des Tunnels, die chronischen Verkehrsstaus der Stadt München angesiedelt waren. Die Züge der Isartalbahn mit ihrem typischen Geruch nach Kohle, Ruß und Wasserdampf, sowie das schrille Pfeifen der Lokomotiven waren die Begleiter seiner Jugendzeit. Der Schulweg führte vorbei an der Großmarkthalle, zum Gotzinger Platz und der dortigen Volksschule. Deren Besuch absol-



vierte er pflichtgemäß, aber nicht freudig. Er strebte nie nach höheren schulischen Weihen, als praktisch veranlagter Mensch wollte er hinaus ins Leben, um hier seinen Mann zu stehen. So erlernte er den Beruf des Groß- und Einzelhandelskaufmanns, allerdings immer mit Blickrichtung Gastronomie, denn dahin drängte es ihn immer schon. Sein natürlicher Wirkungsbereich als Jugendlicher erstreckte sich in der Gegend um die Großmarkthalle und die Flaucheranlagen. Wobei der Isar-Lido ja nur um die Ecke lag. Das Sternzeichen Krebs heißt nicht, er ist ein Rückwärtsläufer,

Sepp Schauer hatte schon immer einen konkreten Vorwärtsdrang. Er ist ein der Mundart treu gebliebener Darsteller in der bayerischen Film- und Fernsehlandschaft. Die bairische Sprache bekam er, zumindest das Münchnerische, schon über die Muttermilch verabreicht. Die von ihm in Mundartstücken dargestellten Figuren, bedürfen keiner sprachlichen Korrektur. Hier ist der Klang des Bairischen noch echt und unverfälscht; klangreines Schriftdeutsch wäre nur gekünstelt.

Sepp Schauer behauptet von sich selbst, ein Quereinsteiger zu sein, da er erst mit dreißig Jahren zur Schauspielerei kam. Niemand in seiner Familie war Schauspieler, sodaß er aus eigenem Antrieb zu diesem Beruf kam. Er besuchte keine Schauspielschule. Seine schauspielerische Ausbildung erhielt er im Privatunterricht bei Christine Görner. Als gelerntem Groß- und Einzelhandelskaufmann gelang ihm der Sprung in die Rolle als Wirt, in welcher er schon immer Fuß fassen wollte. Von 1984 bis zur Beendigung seiner Gastro-



nomie-Laufbahn am 31.12.1999 war er Betreiber der Kellerschenke im »Alten Wirt« in Grünwald. Seine ausgezeichneten Spare-Ribs waren berühmt bei Kennern. Parallel dazu verdiente er sich erste Sporen bei der Iberl-Bühne. Hier spielte er in über fünfzehnhundert Aufführungen, von 1981 bis 1996, die verschiedensten Rollen. Weitere Stationen waren 1996–97 das »Theater rechts der Isar«, 2002 die »München Revue«, 2003 »Da Heiratsantrag / Da Saubär« unter Marcus H. Rosenmüller. Unter der Regie von Werner Asam und Steffi Kammermeier war er in den Stücken »Herz solo« und »Die Maibaumwache« im Komödienstadl zu sehen.

In der ARD-Telenovela »Sturm der Liebe« steht er bereits seit 2005 als Alfons Sonnichler vor der Kamera. Weitere zweihundert Folgen sind noch geplant. Mehrere Filmrollen begleiteten seinen schauspielerischen Weg. Auch in TV Verfilmungen wie »Löwengrube«, »Cafe Mein-eid«, »Tatort« und »Drei Tage im

April« u.v.m wirkte Sepp Schauer mit. Vom LKW-Fahrer über Rauschgift Händler bis zum Mörder verkörperte er meist Bösewichte. Diese wußte er genauso gut darzustellen, wie den Stamm-tisch-Philosophen in dem Rosenmüller-Film »Wer früher stirbt ist länger tot«. Seit 2002 liest und spielt Sepp Schauer die Texte von Corinna Binzer als Sepp Sturm, einem pensionierten Münchner Tram-bahnfahrer. Sepp Schauer hat auch ein Herz für sozial Schwache, so stiftete er seinen Gewinn von 25.000.– € bei Jörg Pilawa der Einrichtung »Lichtblick Hasenberg e.V.« in München. Eine nachahmens-werte Geste für andere und ein weiteres Zeugnis für das »Goldene Münchner Herz«. Filme und Fernsehproduktionen eines Josef Vilismaier, Franz Xaver Bogner oder eines Marcus H. Rosenmüller tragen jeden-falls dazu bei, dem jahrzehnte-langen »Seppelimage« den Garaus zu machen. Bleibt zu hoffen, daß die momentane Welle der bairischen Filme und Fernsehstücke nicht erlischt wie

ein Strohfeuer, damit Darsteller wie Sepp Schauer noch recht oft und recht lange in ihrer natür-lichen und urwüchsigen Art zu sehen sind. Sepp Schauer ist auch noch anderweitig künstlerisch inter-essiert; trotz seiner eigenen Schauspielerei besucht er auch gerne Theateraufführungen, Kabarett und Kino sofern es ihm seine gering bemessene Freizeit erlaubt. Neben seiner Leidenschaft zum Beruf, hat er auch noch zwei Liebhabereien, als erste wäre hier das Golfspielen zu nennen, wobei hier der Aspekt der körperlichen Betätigung eine wichtige Rolle spielt und zum anderen das Fahren auf seiner »Harley« Baujahr 1981. Zwei Sportarten die mir ehrlich gesagt auch noch Spass machen wür-den. Leider habe ich vergessen Sepp Schauer zu fragen, welches Handicap er hat. Bei meinem Gespräch habe ich den Eindruck gewonnen einem netten Menschen begegnet zu sein, dessen Pflichtbewusstsein und Zuverlässigkeit auch in Kollegenkreisen sprichwörtlich ist. *hh*

An »guadn Rutsch«, aber koa Rutschpartie!

Am 21. Dezember war der kür-zeste Tag und die längste Nacht des ganzen Jahres. In den fol-genden Tagen bis Epiphanie und Lichtmess nimmt dann die Zeit des hellen Tageslichtes schon wieder allmählich zu. In diesen Wochen rufen sich die Leute oft »Scheue Feiertag und an guadn Rutsch!« zu. Mit den Feiertagen sind natürlich die Festtage gemeint. Der »guade Rutsch« bezieht sich auf den Übergang in ein neues Kalen-derjahr. Viele meinen wohl,

dass damit der Wunsch nach einem angenehmen Hinüber-gleiten zum Ausdruck kommen soll. Ein wirklicher Rutsch im Sinne einer Rutschpartie kann damit aber kaum gemeint sein: Wenn man die mit Krücken und Gipsverbänden an Armen oder Beinen herumlaufenden Zeit-genossen betrachtet, dann kann man sich nur zu gut ausmalen, wie gefährlich Rutschpartien sein können. Einen solchen Wunsch wird man ja kaum an Mitmenschen richten.

In Wirklichkeit ist »an guadn Rutsch!« aller Wahrscheinlich-keit nach eine Anpassung des im Deutschen nicht verständlichen hebräischen Wortes »rosch«: »rosch ha schana« bedeutet »Anfang des Jahres«, und so hat man auch im Jiddischen, der Verkehrssprache der Juden, gesagt. Wenn man jetzt einen »guten Rosch« wünscht, dann heißt das eben ganz sinnvoll »einen guten Anfang«. Mit dem »Rutschen« hat der Wunsch von Haus aus nichts zu tun. *ab*

Die Frau Percht

Frau Perchta ist eine Sagen-gestalt, die sich in verschiedener Weise in der kontinentalgermanischen Mythologie findet.

Sie ist vermutlich aus der germanischen Göttin Frigg hervorgegangen. Ihr entspricht in Mit-teldeutschland die Sagengestalt Frau Holle. Der Name ist möglicherweise von althochdeutschem *peraht* ‚hell, glänzend‘ abgeleitet und bedeutet demnach »Die Glänzende«. Andere Vermutungen gehen dahin, dass der Name Percht/Perchta keltischen Ursprungs ist.

Die Sagengestalt Frau Percht kommt vor allem im ober-deutschen Sprachgebiet vor. Im Gebiet der nieder- und mit-teldeutschen Dialekte ist sie unbekannt. Dort dominiert Frau Holle. Zwischen dem Percht- und Holle-Gebiet gibt es nur wenige Überschneidungen.

Gelegentlich sind auch Sagen-motive aus dem im Zusammen-hang mit der Perchta stehenden Mittwinterbrauchtum auf christliche Heilige übertragen worden. So ist z. B. im Raum Passau die Perchta nicht anzutreffen, dafür hat aber in den Sagen die Heilige Lucia viele ihrer Attribute angenommen. Dies kann damit erklärt werden, dass im 14./15. Jahrhundert der 13. Dezember – ihr Namenstag – aufgrund der Verschiebungen des Julianischen Kalenders der kürzeste Tag des Jahres war.

Perchta bestraft Faulheit und Verstöße gegen das Festspeise-gebot. Die Bestrafung kann von einfachen Albträumen bis hin zum Aufschlitzen des Bauches reichen. Der Bauch des Opfers wird dann gerne noch mit Steinen gefüllt, um es in einem Brunnen zu versenken. Zudem kann Perchtas Atem töten oder blenden.



Umgekehrt belohnt sie Fleiß und Hilfs-bereitschaft. Neben vollen Spulen, goldenen Fäden und Flachsknoten für Spinnerinnen ver-schenkt sie auch Münzen, die Mägde in Eimern (vor-wiegend am Brunnen) finden. Sie soll aber auch für das Wachstum des Getreides zuständig sein. Der Brunnen oder ein Teich sind auch die Orte, an dem Perchta die noch nicht geborenen Seelen hütet.

In diesem Sinne gilt sie auch als Führerin der Schar der ungeborenen Kinder.

Perchta tritt vor allem in den Raunächten, also der Zeit zwischen der Wintersonnen-wende und dem 6. Januar auf. Ihr Tag ist vornehmlich der 6. Januar (Epiphania bzw. Dreikönigstag). Perchta soll in dieser Zeit durch die Lüfte fahren.

Die Namensähnlichkeit zwi-schen Frau Perchta und Knecht Ruprecht lässt eine Verbindung zwischen den beiden Figuren erahnen. Dafür spricht auch ihr belohnendes bzw. bestrafendes Verhalten sowie dass beide bevorzugt in den Winter-monaten auftreten.

Die Perchtenläufe sind erstmals im Jahr 1582 schriftlich bezeugt. Vergleichbare Umzüge sind in zahlreichen Gebieten Europas bekannt, so z. B. die Grau-

bündener Stopfer und die aus dem bayerisch-österreichischen Gebiet stammenden Klöpfler. Dies könnte darauf hindeuten, dass früher existierende Bräuche im 16. Jahrhundert nun damit begründet wurden, man wolle die Percht jagen, was noch einigermaßen toleriert wurde, da sich der Brauch gegen den »Dämon« richtete. Erst im Zeitalter der Gegenreformation war diese Toleranz vorbei, und die Perchtenläufe wurden von der katholischen Kirche und der weltlichen Obrigkeit rigoros unterdrückt. Bei ihnen handelt es sich wahrscheinlich nicht unmittelbar um Perchta-Brauchtum.

Quelle: Wikipedia /
Wilde Percht / Perchta



Heilig Drei König

Mit dem Begriff Heilige Drei Könige bezeichnet man im Allgemeinen die im Matthäus-Evangelium erwähnten Weisen aus dem Morgenland. Sie werden aber nicht eingehender beschrieben.

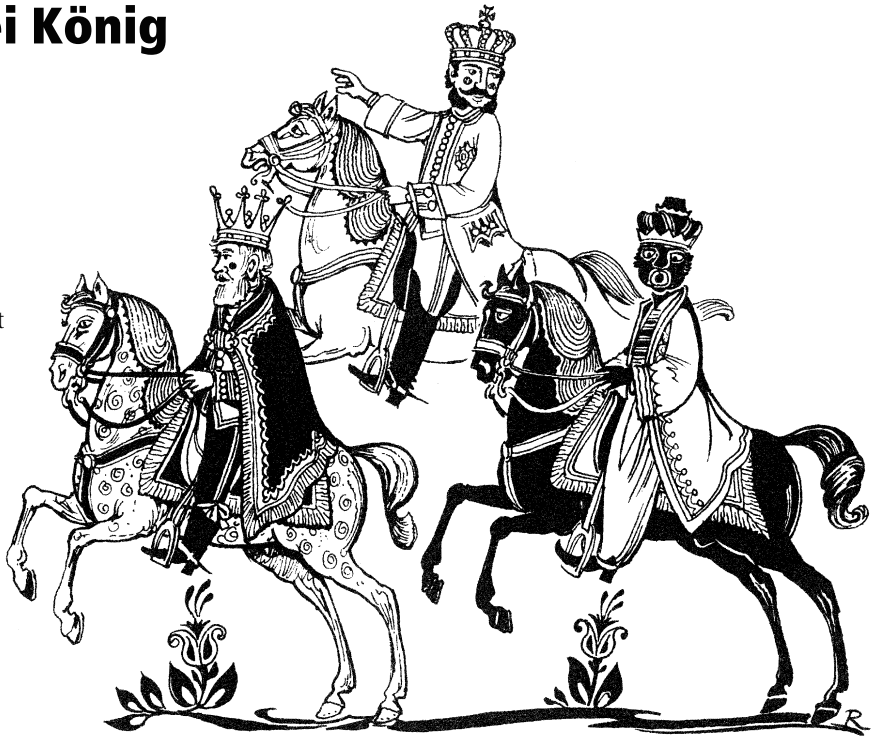
Im Neuen Testament steht weder, dass sie drei an der Zahl waren, noch wie sie hießen oder dass sie heilig waren und auch nicht, dass sie Könige gewesen seien.

Tertullian, der römische Kirchenschriftsteller und Schöpfer der lateinischen Kirchensprache, hatte Anfang des 3. Jahrhunderts von ihnen gesagt, sie seien fast wie Könige aufgetreten.

Die *Legenda Aurea* deutet sie als Sterndeuter, Philosophen und Magier.

Das Matthäusevangelium berichtet in von der Ankunft von *Μάγοι από ανατολών* (Magoi apo anatolôn, Magier aus dem Osten). Deshalb könnte an persische Sterndeuter gedacht sein. Auf Wandgemälden in Katakomben sind vier statt der üblichen drei Könige dargestellt; die Zahl der Magoi auf Wandgemälden variiert zwischen zwei und acht.

Als Namen kommen in der lateinischen Tradition ab dem Anfang des 6. Jahrhunderts Variationen von Caspar, Melchior und Balthasar vor. Die Dreizahl wird auf die drei Geschenke Gold, Weihrauch, Myrrhe zurückgeführt.



In der Kunst werden sie oft auch als Jüngling, erwachsener Mann und Greis dargestellt.

So schreibt schon ca. 730 ein Dichter nach einer uralten griechischen Vorlage: der erste soll Melchior gewesen sein, ein Greis mit weißem Bart, der zweite Caspar, ein bartloser Jüngling, der dritte Balthasar, mit dunklem Vollbart (Tertius, fuscus, integre barbatus, Balthasar nomine). Dabei bezieht sich das lateinische Wort fuscus (»dunkel, schwärzlich«) eindeutig auf den Bart und nicht auf die Hautfarbe, wie noch heute oft behauptet wird.

Die Zahl drei steht hier vermutlich auch für die drei Alter des Menschen.

Von den Anfangsbuchstaben ihrer Namen leitete man Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts die Wörter »Christus mansionem benedicat« (wortwörtlich übersetzt: Christus diese Wohnung er segne) als christlichen

Segensspruch ab, den die Sternsinger heutzutage neben die Haustüren schreiben.

Diese früher als Bannmittel, heute als Segensbitte geltende Formel soll den Segen Gottes auf das Haus und seine Bewohner herabrufen und sie vor Unglück schützen. In älteren Volkskundlichen Abhandlungen herrscht die Deutung der Buchstaben als Initialen der drei Könige vor. Dies wird auch dadurch erhärtet, dass in manchen Regionen die Schreibweise K+M+B üblich war (Kyros mansionem benedicat = Der Herr (griechisch) segne das Haus (lateinisch)).

Es gibt aber im Volksmund auch andere Auslegungen dafür:

Auf dem Sims der Tür zur ehelichen Schlafkammer geschrieben, soll es bedeuten: **Kathi, machs Bett!**

Quelle: Wikipedia / Drei Könige und Josef Fendl

Mariä Lichtmess

Das kirchliche Fest entstand im 4. Jahrhundert in Jerusalem als ursprünglich christliches Nebenfest von Christi Geburt, also Weihnachten, und wurde im 5. Jahrhundert durch eine Lichterprozession angereichert. Das Festdatum war hier anfangs der 14. Februar (berechnet vom 6. Januar ab), ab dem 6. Jahrhundert der 2. Februar (berechnet vom 25. Dezember). Mit der Darstellung des Herrn im Tempel von Jerusalem feierte man zugleich den ersten Besuch Jesu Christi in der Heiligen Stadt.

Die katholische Kirche feiert den Tag in Erinnerung altchristlichen Jerusalemer Brauchtums mit Kerzensegnung und Luzernar. Lange wurde der marianische Inhalt des Festes betont (»Mariä Lichtmess«). Seit der Liturgiereform ist die offizielle Bezeichnung »Darstellung des Herrn«. Der Tag hat im allgemeinen römischen Kalender den Rang eines Festes. Die gotesdienstlichen Texte betonen die Begegnung der Gemeinde mit Christus, vor allem in der Eucharistie.



Von den gesegneten Kerzen erwartete man vielfach eine Unheil abwendende Wirkung. Dieses Motiv des Lichtmess-tages verband sich mit dem so genannten Blasiussegen, der häufig im Anschluss an die Liturgie des Lichtmess-Tages gesendet wird; der Gedenktag des Hl. Blasius ist jedoch der 3. Februar.



Traditionell heißt es, dass ab dem 2. Februar wieder bei Tageslicht zu Abend gegessen werden kann:

»Mariä Lichtmess,
spinne vergess',
bei Dag ze Nacht gess'«,
heißt daher ein Spruch im Pfälzischen.

Verbreitet ist auch der Spruch, gegenüber der Wintersonnwende verlängere sich der Tag »an Weihnachten um einen Hahnentritt, an Neujahr um einen Männerschritt, an Dreikönig um einen Hirschensprung und an Lichtmess um eine ganze Stund«.

Daneben sollte man an Lichtmess noch die Hälfte des Futters für die Tiere im Lager haben.

Lichtmess ist auch der Beginn des sogenannten »Bauernjahres«, an dem die Arbeit wieder aufgenommen wird.



An diesem Tag endete das Dienstbotenjahr. Das Gesinde (die Ehalten) bekam den Rest ihres Jahreslohnes ausbezahlt und konnten sich eine neue Dienststelle suchen oder ihren Arbeitsvertrag beim alten Dienstherrn – üblicherweise per Handschlag – um ein weiteres Jahr verlängern.

Am Tag danach (Schlenggeltag) begann der kurze Zeitraum bis Sankt Agathe (5. Februar) an dem der Umzug zum neuen Arbeitgeber zu vollziehen war und für die Dienstboten eine Art von »Jahresurlaub« darstellte.

Es existieren weiterhin diverse Bauernregeln, welche Sonnenschein an diesem Tage für ein schlechtes Zeichen für den bevorstehenden Frühling bewerten.

Ist's an Lichtmess hell und rein,
wird ein langer Winter sein.
Wenn es aber stürmt und
schneit,
ist der Frühling nicht mehr weit.

Quelle: Wikipedia /
Darstellung des Herrn



A saubare Faschingsgaude

De Gschicht is passiert, i woafß no genau,
damois in dà Faschingszeit.
De Hauptroin spuit à oide Frau,
de zamà wohnt mit junge Leit.

Oisam wohnàn in àn oidn Haus,
de Frau dàvo im untern Gschoß,
mitràndà kemmàns rechts guat aus,
obwoi bei de Jungà oi Dàm-lang is wàs los.

So wars in dà Faschings-Samstàgnacht,
obn hams gfeiert, gsungà, gschrian,
gschebbert hàts, pumpert und kracht,
an jedn gàng des auf de Niern.

Dà suachàn oa aufn Dochbodn rum,
kemmàn zruck mit Schi ogschnoid am Fuaß,
weil hoid im Rausch oan is nix zdumm
fahrt oanà d'Stiagn rà, mit seim Ruaß.

Dem Weiberl unt' druckt d'Neigier jetzt,
geht àn Gang auße und stejt se hi,
dà kimmt dà nächste obàgfezt,
und rennts übern Haufà mit de Schi.

Dà wars glei mit dà Gaude aus,
in derà zeamà Faschingsnacht,
àlle sågn de muaß ins Krangàhaus,
wo's glei à Sànkà hàts hibràcht.

Am nächstn Tåg wars eam net woi,
dem Schifahrer, er werd nervös,
und überlegt ob er sie bsuachà soi,
nàrrisch unguat is eam des.

Trotzdem fahrt er nach Traunstoà nei
mecht machà hoid àn Anstandsbsuach,
fragt àn Pförtner nàchn Zimmer glei,
der find den Namà net im Buach.

Dann fràgt er no im Schwesternzimmer,
de Schwestern moant er, wissns gwiß,
drauf sågt glei oane, de hammà nimmà,
weil's auf Gabersee kemmà is.

I woafß, à Sànkà hàt à Frau herbràcht,
mei hàt de gspunnà und des wia,
à Schifahrer hàts zamgfahrn in dà Nacht,
im Hausgang vor dà Wohnungstür.

Wia dà Doktà des vom Schifahrn hört,
über d'Stiang rà, drin im Haus,
da wars eam klar, de Frau is gstört,
bei derà låfts im Hirn drobn aus.

Er hàt ihr gebn à Spritzn glei,
und gsàgt, mehrà ko i net toa,
legts' às wiedà in Sànkà nei,
dà huift nur Gabersee alloa.

Zum Glück aber, woafß i des gwiß,
dass des Weiberl wiedà gsund worn is,
nur sågts, wenn's wiedà àmoi kracht im Haus,
àn Hausgang geh i nimmà naus.

mo



Photo: ASVL Waltersdorf

... jetzt gibt's n wieda: den Oberbayerischen Fest-Täg und Alte Bräuch Kalender 2010

Aus dem Inhalt:

Warum der Bayer nicht Tschüss sagen will. Die Oberbayrischen Gaue. Ein ausführliches Monats-Kalendarium mit vielen weiteren Terminen.

Väterglaube: Der Versöhnungspapst. 400 Jahre Corporis Christi Erzbruderschaft. Die zweite Antlaß-Prozession von Benediktbeuern nach Bichl.

Wallfahrten / Ritte / Umfahrten: St. Georg-Ritt auf dem Auerberg WM. Mit de Roß durch Tölz: 1. Isarwinkler Brauchtumschlittenfahrt.

Land, Brauch und Trachtler: Gaufeste, Musikfeste und Singen. Hochzeitslader-Treffen in Lenggries.

Schützen / Gebirgsschützen: Schützen-Termine. Die Oberbayerischen Schützenkönige. Patronatstag zu Elbach.

Gedenkfeiern, Jubiläum und Geschichte: Kampf ums Dreiländer-Eck 1809.

Brauchtums-Wettbewerbe: Rangger, Hakler, Goaßlschnoiza

Schmankerl: Da beste Kas is vo dahoam.

Handwerk & Handarbeit: Schafwollspinnerei Höfer Märkte & Dulten: (Fast) alle Oberbayrischen Märkte und Bierfestl mit vielen kurzen

informativen Text-/Bildbeiträgen.

Wo griagst wos?: Hier sind die Hersteller von Kunst und Handwerk rund ums Brauchtum aufgeführt.

Kumedi: Heiligenspiele, Mysterien- und Passionsspiele, historische Spiel- und Volkstheater mit Terminen.

Unterhaltung & Gschichtl: Die Wilderer im bayrischen Gebirg.



Agathe Gaisreiter 100 Jahre: Ein Porträt aus Ohlstadt GAP
A Gschbaaß muaß sei
Jung & schneidi: D Jungtrachtla
200 Jahre Oktoberfest:
Jubiläum und Geschichte.

Bezugsnachweis:

Der Oberbayerische Fest-Täg und Alte Bräuch Kalender 2010

24 x 34 cm, 100 S., 14,- €

ISBN 978-3-9810111-8-0

pvc

Der Altbayerische Festtags- und Brauchtums-Kalender

Alte Bräuche und traditionelle Feste in Altbayern rund ums Jahr führt dieser Kalender auf. Im



Kalenderteil findet der Interessierte einen Veranstaltungskalender für das Jahr 2010 in Ober- und Niederbayern und in der Oberpfalz; ein Kalendarium mit Namenstagen, Festtagen und Bauernregeln; Mondkalender, Aussaat- und Pflanzkalender, Holzfällerkalender und Hundertjährigen Kalender.

Im Textteil werden Ursprung und Herkunft von Bräuchen und Festtagen aufgezeigt, Hausmittel und Traditionsrezepte weitergegeben, vergessene Wörter der bayerischen Mundart erläutert und alte Sagen und Legenden erzählt. Auch die schöne Bebilderung regt dazu an, selbst

teilzunehmen an Märkten, Festspielen, Faschingsumzügen, Maskenbällen, Passionsspielen, Wallfahrten, Musikveranstaltungen, Lesungen, Ausstellungen, Schlittenrennen, Hexentänzen, Maibaumfeiern, Sonnwendfeuern, Prozessionen, Umritten, Christkindlmärkten oder einem anderen der vielen weiteren Feste.

Judith Kumpfmüller,
Dorothea Steinbacher
Altbayerischer Festtags- und Brauchtums-Kalender

Mit Mond-, Aussaat- und Pflanzkalender

21,5 x 28 cm, 128 S.,

rund 100 Farbabbildungen
ISBN 978-3-89251-406-0

€ 12,50



Termine ... Termine ... Termine ... Termine ... Termine ... Termine ...

Univ. Prof. Dr. Otto Kronsteiner

Vortrag am 21. Januar 2010, um 20 Uhr, im Gasthaus »Zum Entenwirt«,
Samerstr. 5, 83122 Samerberg, Ortsteil Törwang, Tel.: 0 80 32-88 15

Die Herkunft der Baiern und ihrer Sprache

Wir lernen in der Schule, dass die Baiern zur Zeit der Völkerwanderung als Germanen aus Böhmen eingewandert sind. Damals haben sie noch Bajuwaren geheissen. Das wird kritiklos geglaubt und weitergelehrt.

Wir sollten aber einiges genauer hinterfragen:

Muss man eigentlich von woher kommen? Warum sind die Österreicher, die Schweizer, und die Deutschen überhaupt, *nicht* eingewandert? Warum nur die Baiern?

Warum werden die Baiern als »Männer aus Böhmen« erklärt? Wo haben sie ihre »Weiber« gelassen? Tatsache ist, dass die

»Bajuwaren« eine Erfindung des 19. Jahrhunderts sind, entstanden durch die falsche Aussprache von lateinisch *vv.* Was war ihr wirklicher Name?

Die Baiern waren unter verschiedenen Namen schon immer da. Zuerst als Kelten. Dann haben sie sich mit den römischen Legionären vermischt und wurden sprachlich Ladinler. Als solche haben sie sich mit den Alemannen vermischt. Das waren erst die Germanen! Aus dieser ladinisch/alemannischen Mischung entstehen die Baiern. Der ladinische Name *Baivari* bedeutet nicht »Männer aus Böhmen«, sondern »Bewohner des Salz-

ach-Gaues«. Die Salzbach heisst lateinisch *Ivarus*. Die Leute im *pagus* »Gau« des Ivarus sind die Paglvari. Das ergibt sprachlich ganz normal *Baiern*. Das *Y* in »Bayern« hat erst 1825 der bayerische König Ludwig I. angeordnet.

Alles ist also gemischt: die Menschen und ihre Sprache. Noch heute erkennen wir im Dialekt viele lateinische Wörter und Elemente der Grammatik. *Sakra di!* Symbolisch zeigt diese Mischung eindrucksvoll das Portal auf der Fraueninsel. Die Säulen sind römisch, die Sockel und Kapitelle geköpfte widerpenstige Kelten? Ein europäisches Schicksal?

Die Termine für die Veranstaltungen im Jahr 2010

Boarisch gredt, gfunge und gspuit

zur Förderung, Pflege und Erhaltung
unserer Mundarten
und der süddeutschen Hochsprache

bitte schon mal in den Kalender schreiben:

25. Februar 27. Mai 26. August 25. November

jeweils um 1/2 8 Uhr auf d'Nacht

in München, im Feldmochinger Hof,
Feldmochinger Straße 389.

Nähere Informationen dazu im nächsten Heft

Hoit dei Mäu!

Anrufbeantworter, häufig als AB abgekürzt, sind eine nützliche Einrichtung. Man teilt dem Anrufer in wenigen Worten mit, dass man im Augenblick telefonisch nicht erreichbar ist, und nach dem Signalton kann eine Botschaft hinterlassen werden. Ein lieber Bekannter verwendet dabei folgenden Vers, den er nach der Melodie der Schnadahüpfel singt: »Wennd wos sogn wuist, dann sogs jetz glei, und wennd nix sogn wuist, dann hoitst dei Mäu.« (»Wenn du etwas sagen willst, dann sag es gleich, und wenn du nichts sagen willst, dann halte deinen Mund«). Der Reim ist nur im Dialekt möglich. Dabei darf man bemerken, dass »Mäu« (hochsprachlich »Maul«) keineswegs beleidigend gemeint ist: »Hoitst dei Mäu!« ist die dialektale Entsprechung zu »halte deinen Mund!«

Landschaftsverband Donau-Ilm-Alt-mühl in Oberpindhart

Freitag, 5. Februar 2010 um 20.00 Uhr im Huber Wirt:
Mundartabend

Sonntag, 7. März 2010 um 17.00 Uhr im Huber Wirt:
Mundartabend

Der Förderverein Bairische Sprache meint: Es ist allerhöchste Zeit!

Die Verarmung und Verschandelung unserer Sprache nimmt erschreckend zu. Das Sterben unserer Mundarten hat ein bedrohliches Ausmaß erreicht. In Kindergärten und Schulen, in Rundfunk und Fernsehen, in Beruf und Freizeit wird die bairische Sprache als minderwertig eingestuft, diskriminiert und verdrängt. Wir wehren uns dagegen, wir müssen uns nicht ohne Not eine andere Kultur überstülpen lassen; wir brauchen uns der eigenen Sprache und Kultur wirklich nicht zu schämen. Wir appellieren an unsere Landsleute: Redet selbstbewußt in unserer Mundart. Ahmt in der Hochsprache nicht die nördliche Aussprache und Betonung nach, behaltet die genauso richtige süddeutsch-bairische Art! Es ist die Pflicht verantwortungsvoller Politik, unsere Sprache als wesentliches Zeichen bairischer Eigenart und Kultur auch für die Zukunft zu sichern. Wie gesagt, **es ist höchste Zeit** was zu tun. Eine Generation ohne bairische Sprache reicht aus, und ein tausend Jahre altes Kulturgut ist unwiederbringlich verloren. Wir im Verein kämpfen dagegen an, bitte unterstützen Sie uns!

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum **Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.**

Name: _____ Vorname: _____ geb.: _____

Straße: _____ PLZ, Ort: _____

Tel.: _____ Fax: _____ E-Mail: _____

Mein Ehe-/Partner wird auf Wunsch als beitragsfreies Mitglied aufgenommen: ja nein

Name: _____ Vorname: _____ geb.: _____

Der Mitgliedsbeitrag (Schüler und Studenten 6 Euro, Erwachsene 20 Euro, juristische Personen 30 Euro/Jahr)

soll jährlich von meinem Konto _____ BLZ _____

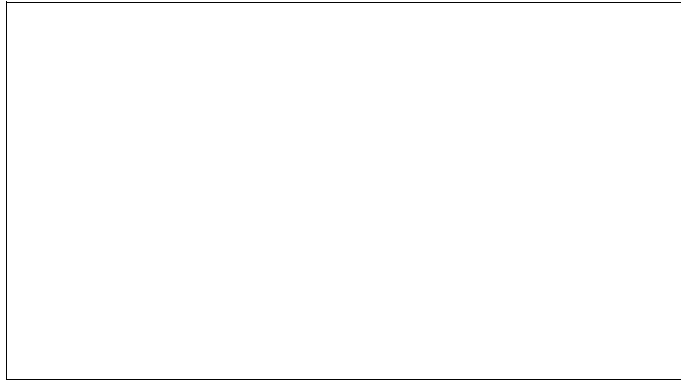
bei der _____ abgebucht werden.

Datum, _____ Unterschrift(en)

Bitte schicken Sie
diese Beitrittserklärung an: Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.
Peter von Cube
(Geschäftsführer)
Agnes-Bernauer-Straße 149 E

80687 München





**Förderverein Bairische Sprache
und Dialekte e. V.**

Ingelsberger Weg 13
85604 Zorneding
Telefon (081 34) 93 15-11
Telefax (081 34) 93 15-13
Internet: www.fbsd.de
eMail: fbsd@fbsd.de